

Es gilt die Tat

URS HARDEGGER



Th. Gut Verlag

Der erste Schuss fiel abends kurz nach neun Uhr an der Badenerstrasse.

Eine Friedensaktion aus dem Umfeld der Sozialistischen Jugendorganisation hatte sich zu einer Revolte hochgeschaukelt. Mit aufgesetztem Bajonett eilte die Armee den überforderten Polizisten zu Hilfe. Vier Tote, über zwanzig Schussverletzte sowie zahlreiche weitere Verwundete waren die Bilanz.

Zu den Todesopfern vom 17. November gehört auch der neunzehnjährige Fritz Liniger. War er ein Aufrührer oder ein unbeteiligter Passant? Urs Hardegger unternimmt in seinem Roman den Versuch, die Zeitumstände, die zu diesem tragischen Ereignis geführt hatten, nachvollziehbar zu machen. So könnte es gewesen sein, in Zürich im Herbst 1917.



Wir danken herzlich unseren Partnern für die Unterstützung:



Kanton Zürich
Fachstelle Kultur



Stadt Zürich
Kultur

Es gilt die Tat

2. Auflage 2017

© Th. Gut Verlag, Zürich 2017

Gestaltung: fraufederer.ch

Frontcover: Sommermorgen am Limmatquai 1905,

Baugeschichtliches Archiv Zürich

Backcover: 1.-Mai-Demonstration auf der Münsterbrücke um 1910,

Baugeschichtliches Archiv Zürich

Lektorat: Adrian Bänninger, Corinne Hügli

Druck und Bindung: Grafisches Centrum Cuno, Calbe

ISBN: 978-3-85717-231-1

Alle Rechte vorbehalten.

Besuchen Sie uns im Internet: www.gutverlag.ch

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	6
Donnerstag, 30. August 1917	9
Anfang September 1917	36
Sonntag, 30. September 1917	63
Zweite Hälfte Oktober 1917	102
15. bis 17. November 1917	133
Epilog	181
Dank	185
Der Autor	185
Kurzbiografien	186
Quellennachweis und Bibliografie	191
Bildnachweis	192

EINLEITUNG

Der erste Schuss fiel kurz nach neun Uhr. An der Badenerstrasse auf der Höhe der Wyssstrasse. Die Polizei war gerade daran, mit dem Säbel den wütenden Mob von der Polizeiwache zurückzudrängen, als einer der Demonstrierenden einen Schuss auf Polizistemann Rüssli abfeuerte und ihn an der Brust streifte. Der Schütze, der neunundfünfzigjährige Johann Peter, konnte sofort überwältigt und verhaftet werden. Der Damm war jedoch gebrochen. Nun wurde scharf geschossen. Zuerst vereinzelt, dann immer häufiger. Bis morgens um drei Uhr waren Schreie und Schüsse zu hören.

Um 22.15 Uhr traf der Platzkommandant der Armee, Oberst Reiser, beim Bezirksgebäude ein. Mit je sechzig Mann der Landsturmkompanie 11/57 und einer Regimentsmitrailleurkompanie war der Platzkommandant – ausgerüstet mit vier Maschinengewehren – den überforderten Kantons- und Stadtpolizisten zu Hilfe geeilt. Beide Flanken gesichert durch bewaffnete Polizeikräfte, liess er die Soldaten mit aufgesetztem Bajonett vorrücken, um die Badenerstrasse von der Ankerstrasse bis zur Einmündung der Zweierstrasse freizubekommen. Ungefähr dreissig Schüsse wurden allein während dieser Aktion abgefeuert.

Eine dieser Kugeln muss es gewesen sein, die den neunzehnjährigen Metallbauer Fritz Einiger traf. Direkt in die Schädeldecke trat das Projektil ein. Nur fünf Minuten nach dem Eintreffen des Militärs lag er in seiner Blutlache auf dem Pflaster der Badenerstrasse. War er ein Aufrührer oder ein unbeteiligter Passant? Staatsanwalt Brunner und die Polizei betonten, er habe einen Stein in der Hand gehalten. Auf dem Nachhauseweg sei er gewesen, entgegnete das *Volksrecht*. Nur einer von vielen Widersprüchen, die später in den Berichten der Augenzeugen, Zeitungen und Untersuchungsbehörden auftauchten und sich mit den Ungereimtheiten, Mythen und Legenden verbanden. Bis heute bleibt vieles ungeklärt. Aus welcher Pistole stammte das Projektil? Traf das Geschoss Fritz von vorne oder hin-

ten? Wurde Erste Hilfe geleistet? Auf all diese Fragen finden sich in den Untersuchungsberichten keine Antworten. Fest steht einzig, dass er zur falschen Zeit in unmittelbarer Nähe der Barrikade bei der Einmündung der Zweierstrasse stand, dort, wo die Demonstranten in aller Eile Bretter, Gerüste, Eisenstangen und Steine vom im Bau befindlichen Pissoir- und Geräteraum gezerrt und sie auf die Badenerstrasse geworfen hatten.

Eine kleine Friedensaktion hatte sich zu einer regelrechten Revolte hochgeschaukelt. Vier Tote, über zwanzig Schussverletzte sowie zahlreiche weitere durch Hiebe und Stiche Verwundete waren die Bilanz vom 17. November. Bis am darauffolgenden Abend nahm die Polizei über hundert Verhaftungen vor. Zürich im Herbst 1917. Eine Stadt erlebte den Ausnahmezustand.

Zumachen, zumachen!», brüllen die jugendlichen Aktivisten vor dem Haupteingang des *Passage-Cafés* an der mittleren Bahnhofstrasse, «auch die Kaffeehäuser müssen schliessen!» Ein halbes Dutzend junger Frauen und Männer drängen sich am letzten Donnerstag im August des Jahres 1917 durch den Eingang ins Innere.

Nie zuvor hat Fritz Einiger dieses elegante Café betreten. Nur wenige Männer in dunklen Vestons und Stehkrägen sitzen an den Bistrotischen vor ihren Tassen und Kännchen. Die Zeitungsstäbe werden beiseitegelegt, verächtliche Blicke schlagen Fritz entgegen.

Energisch tritt der Wortführer vor den Geschäftsinhaber, wiederholt seine Forderung, nicht ohne anzudeuten, was mit dem Mobiliar geschehen könnte. Dieser zögert einen Augenblick, erinnert sich vielleicht an die Glasscherben, die zurückblieben, als das Café vor vier Monaten mit einem Steinhagel eingedeckt wurde, findet aber schnell seine Fassung wieder. Er stellt sich dem Sprecher der Gruppe in den Weg und weist zur Tür: «Ich bitte Sie, mein Lokal sofort zu verlassen, sonst muss ich die Polizei rufen.»

Geschrei ertönt, einige Stühle fallen um, ein Aschenbecher wird vom Tisch gefegt und scheppert auf dem Fussboden, bis er zum Stillstand kommt.

«Nein, sofort schliessen, der Generalstreik gilt für alle!», wiederholt der Angesprochene, begleitet vom rhythmischen «Zumachen, zumachen!» des hinter ihm stehenden Chors.

Fritz stellt sich vor einen der vornehm Gekleideten, stemmt die Arme in die Hüfte und fixiert ihn mit halb zugekniffenen Augen. Der Blick des Cafébesuchers geht an ihm vorbei. «Fräulein, zahlen bitte!», ruft er zur Theke. Die Antwort lässt nicht lange auf sich warten: «Freut uns, wenn Sie zahlen, bis jetzt haben wir die Zeche bezahlt!» Prompt folgt Gelächter, Ansporn für ein weiteres Wortgefecht mit dem Patron.

Während die andern nochmals auf ihrer Forderung insistieren, bestaunt Fritz in einer Glasvitrine die Backwaren. Er ist überrascht über die Vielfalt, das meiste ist längst aus den Aussersihler Bäckereien verschwunden.

Als der Wecker Fritz Einiger an diesem Morgen um fünf Uhr aus dem Schlaf riss und er hörte, mit welcher Intensität der Regen auf den Asphalt des Innenhofs trommelte, hätte er viel darum gegeben, liegenzubleiben. Doch er hatte zugesagt und fühlte sich dem gegebenen Wort verpflichtet. «Verdammtes Hundewetter!» Leise stand er auf, um seine drei Brüder im Zimmer und die Eltern im Wohnzimmer nicht zu wecken. Er verschwand durch die Wohnungstüre, tappte im halbawachen Zustand das Treppenhaus hinunter und stand kurze Zeit später auf der Josefstrasse.

Ein kühler Wind wehte ihm ins Gesicht, als Fritz sich im fahlen Licht der Laternen zu Fuss auf den Weg in die Innenstadt begab. Nur wenige Menschen waren unterwegs, einzig an den Haltestellen warteten unter den Regenschirmen ein paar Menschen vergeblich auf die Elektrische. Von der Einstellung des Betriebs hatten sie noch nichts erfahren. Um halb sieben Uhr traf man sich am Münsterplatz, wo zwei Genossen vom Platzvorstand die Einteilung der Patrouillen vornahmen.

Die Versammlung der Aussersihler Sektion vom vergangenen Dienstag war turbulent. Willi Münzenberg, der Sekretär der Jugendorganisation, hielt eine feurige Rede. Der Parademarsch der Parteibonzen müsse sie nicht interessieren, ihre eigene Musik sollten sie spielen, die eigene Veranstaltung bekannt machen, mit kleinen Provokationen Aufmerksamkeit erregen. Dauernd unterbrach ihn die abtrünnige Fraktion um Herzog, Waibel und Itschner mit Zwischenrufen. Nichts als leere Worte seien es, was Münzenberg verkünde. Insgeheim tue man alles, um sich den Partei- und Gewerkschaftsbonzen an die Brust zu werfen. Mit dieser opportunisti-

schen Laschheit müsse endlich Schluss sein. Es brauche Taten, man dürfe nicht länger vor dem Kampf zurückschrecken.

Die Anhänger Münzenbergs antworteten mit Pfiffen, warfen ihren Gegnern vor, mit ihrem anarchistischen Gedankengut leichtsinnig ein Blutbad zu provozieren.

Sie beabsichtigten keineswegs, vor dem autoritären Auftreten des Herrn Sekretär zu kuschen, wollten nicht länger geduldige Lämmlein Münzenbergs sein, kam es postwendend zurück. Seine ständigen Ausschlussdrohungen würden sie nicht beeindruckten. Münzenberg trete die sozialistischen Ideale mit Füßen, es würde sie nicht wundern, wenn er einfach ein deutscher Spitzel wäre. Auf jeden Fall sei es eigenartig, dass ihm als Refraktär, der dem Stellungsbefehl keine Folge geleistet habe, nun plötzlich die Durchreise durch Deutschland erlaubt wurde.

Sie sollten mit ihren infamen Unterstellungen aufhören, konterte daraufhin der Angesprochene, seit Langem würden die Abweichler auf die Spaltung der Jugendorganisation hinarbeiten und damit die Bewegung schwächen. Die Agitation müsse wieder in den Mittelpunkt treten, die Kräfte müssten für die Kolportage, die Gewinnung von neuen Kämpfern und die Stärkung des KampfFonds eingesetzt werden. Applaus der einen, Hohnge-lächter der andern waren die Antwort.

Fritz, dem bedächtigen Metallarbeiter, sind die Machtkämpfe zuwider, die seit Monaten in der Sozialistischen Jugendorganisation toben. Er ist kein grosser Redner. Wenn es hektisch wird, alle durcheinander sprechen, kann er sich kaum Gehör verschaffen. Er braucht Zeit, um seine Gedanken zu ordnen, und ihm fehlt die Sicherheit im Auftreten, um sich durchzusetzen. Die Kritik an Münzenberg findet er unfair, niemand hat so viel wie er für die Organisation geleistet. Münzenberg, der geniale Redner und hervorragende Organisator. Ein Feuerwerk von Ideen geht von ihm aus. Wenn man ihn trifft, dauert es kaum zwei Minuten und man sieht sich in eine neue Aktion verwickelt.

Unter Münzenbergs Führung hat sich die Mitgliederzahl in der Jugendorganisation verfünffacht. Die Auflage der *Freien Jugend* explodierte

förmlich, über achttausend Exemplare gelangen inzwischen in den Verkauf, Dutzende von neuen Sektionen sind entstanden. Ihm hat die Jugendorganisation viel zu verdanken, ganz im Gegensatz zu den andern, die überall ihr Maul aufreissen, aber wenig zustande bringen. Wenn Münzenberg spricht, hängt Fritz an seinen Lippen. Aber eines ist offensichtlich, die Jugendorganisation befindet sich in ihrer grössten Krise, seit sich die Führer zerstritten haben und sich ständig gegenseitig mit Schmähungen überhäufen. Wie gerne hätte Fritz die Unbekümmertheit und die Begeisterung zurück, die er früher an den Versammlungen erlebte.

Endlich erfolgt die Zusage. Der Geschäftsführer schliesst das Café, der Tumult endet. Fritz strebt mit seinen Kameraden dem Ausgang zu, wo eine Frau herbeieilt und aufgeregt in die Menge schreit: «Jelmoli und Brann sind noch geöffnet!» Unter lautem Johlen und «Jelmoli! Zum Jelmoli!»-Rufen setzt sich die Gruppe in Bewegung, stürmt die Bahnhofstrasse hinunter und nähert sich Minuten später dem Glaspalast an der Ecke zur Seidengasse.

Es ist kurz vor acht Uhr. Die achtzehnjährige Ladentochter Marie Weisshaupt ordnet in den Glasvitrinen die Auslage der Krawatten. Bevor sich die ersten Kunden einfinden, bleibt ihr Zeit, ihren Rayon in Ordnung zu bringen. Wenn Herr Jelmoli am Morgen die Abteilungen des Kaufhauses begutachtet, bleibt ihm nichts verborgen. Nichts ärgert ihn mehr als unordentliche Gestelle. Übersichtlichkeit und Attraktivität, wiederholt er ständig, seien das A und O einer fachgerechten Warenauslage.

Manchmal wundert sich Marie selbst, wie schnell sie in die Welt der Krawatten, Vestons und Hüte eingetaucht ist. Noch vor vier Monaten hatte sie keine Ahnung von all den Bekleidungen und Kopfbedeckungen, die man als Konfektionsware im Warenhaus erstehen kann. Unendlich die Vielfalt

der Materialien, der Stile und Accessoires, die sie kennengelernt hat, überwältigend die Üppigkeit, die Fülle des Angebots, die der Kundschaft zur Auswahl steht. Wenn sie an die einfachen Verhältnisse ihrer Kindheit denkt, erscheint es ihr oft, als sei sie in eine unwirkliche Welt mit unwirklichen Problemen geraten. Im «Tempel der Sinnesfreuden», wie es Herr Jelmoli einmal genannt hat, geht das Einkaufen weit über die blosser Existenzsicherung hinaus. Die vornehmen Herrschaften vom Zürichberg und dem Engequartier betrachten das Warenhaus viel eher als Bühne, auf der sie ihren kultivierten Lebensstil zelebrieren können.

Wie ein unscheinbares Würmchen kam sie sich vor, als sie beim Einstellungsgespräch Herrn Jelmoli gegenüberstand. Zuerst hatte er sie eine Weile mit durchdringendem Blick gemustert, um sie nach ein paar Fragen gleich in die Grundlagen der Waren- und Menschenkunde einzuführen. Das Budget des Kunden müsse richtig erkannt werden, über alles hätte man ihm Rede und Antwort zu stehen, von den Eigenschaften der Gewebe bis zum richtigen Gebrauch, der Pflege und dem modischen Arrangement. Der Käufer müsse so geschickt auf das Ziel hingelenkt werden, dass er die Beeinflussung nicht spüre, den Kaufentscheid ganz als sein Verdienst betrachte.

Getöse von draussen. Die Verkäuferinnen der Kleiderabteilung des ersten Stockwerks strömen zusammen und öffnen neugierig die Fenster.

«Heraus zum Generalstreik, gegen Teuerung, Wucher und Schieberei!»

«Kommt herunter, reiht euch ein! Dieser Streik ist euer Streik!»

«Wir kämpfen für euch, dass wir es dereinst alle besser haben!», tönt es aus der Menge der Halbwüchsigen zu ihnen hinauf.

Das in der gleichen Abteilung beschäftigte Fräulein Meyer drängt sich neben Marie, stützt ihre Ellbogen auf das Fensterbrett und amüsiert sich über den Klamauk: «Wirken die schäbig. Man sollte sie zuerst neu einkleiden, bevor sie derart herumschreien. Wäre doch die Gelegenheit, bei uns günstige Hosen, Jacketts und Hüte zu kaufen.»

«Wenn sie das Geld dazu hätten», erwidert Marie trocken.

«Sollen sie weniger saufen, dann würde mehr für Essen und Kleider übrigbleiben.»

Marie geht nicht darauf ein und betrachtet weiter die Aufrührer, vor denen sie ihr Vater in seinem letzten Brief eindringlich gewarnt hat. Es sind vorwiegend Jünglinge, die in Joppen, mit roten Halstüchern, Schirmmützen oder Hüten vor den Schaufenstern im Regen stehen und herumkrakeelen. Unter ihnen aber auch zwei junge Frauen in langen Röcken, die sich mit Pelerinen vor der Nässe schützen. Aber was soll sie streiken und ihre Anstellung gefährden? Die Stelle ist mässig bezahlt und sie muss auf Vieles verzichten, aber hungern musste sie bisher nicht, und darüber hinaus kann sie, dank ihren bescheidenen Ansprüchen, ihrer Mutter und dem Bruder ab und zu eine kleine Freude bereiten. Im Vergleich zu den Fabrikarbeiterinnen braucht sie sich jedenfalls nicht zu beklagen.

Gespannt wartet Marie den weiteren Verlauf der Ereignisse ab. Noch gestern hatte ihr Chef verkündet, Jelmoli werde keinesfalls schliessen, sie hätten absolut keinen Grund dazu, seien sie doch in Bezug auf Arbeitszeit und Entlohnung den anderen Geschäften weit voraus. Das Unternehmen sei schlicht nicht in der Lage, einen Ausfall von Tausenden von Franken auf sich zu nehmen.

Als kurze Zeit später die Gitter am Eingang unter dem Gejohle der Menge geschlossen werden, ist Marie überrascht. Offensichtlich hat sich die Direktion dem Diktat der Jungen gebeugt. Die Angestellten werden ins Parterre beordert, wo ihnen der Verkaufschef die Neuigkeit mitteilt. Aufgeregt verkündet er, dass das Geschäft aus Sicherheitsgründen bis zum Mittag schliessen müsse, nur so könne man verhindern, dass Personen und Eigentum Schaden nähmen.

«Wir bedauern es sehr, dass wir Ihnen den halben Tag vom Wochenlohn abziehen müssen, dies haben Sie ganz und gar den Gewerkschaften zu verdanken. Es ist eine Schweinerei, wie anständige Geschäfte schutzlos diesem roten Pack ausgeliefert sind! Eines müssen Sie jedoch wissen: Sie sollten sich hüten, sich diesen Krawallmachern anzuschliessen, die sofortige

Kündigung wäre die Folge. In diesem Geschäft werden keine roten Wühlmäuse geduldet!»

Nach einer Dreiviertelstunde legt Marie ihre Arbeitsschürze beiseite. Ihren Vorgesetzten hat sie noch nie so aufgebracht gesehen. Über den unverhofft freien Morgen mag sie sich nicht recht freuen. Ausser der Lohn-einbusse hat sie nichts vom Streik. Wahrscheinlich hätten sich ohnehin nur wenige Kunden ins Geschäft verirrt. So bleibt ihr nichts anderes übrig, als bis zum Mittag im Regen auszuharren.

In der Zwischenzeit haben sich die jungen Aktivisten erneut in Bewegung gesetzt, um beim Warenhaus Julius Brann & Co. an der Bahnhofstrasse 75 vorbeizuschauen. Viele Geschäftsinhaber haben ihre Türen bereits vorsorglich verriegelt. Auf diese Weise können sie sich die Unannehmlichkeiten dieser «Schaufensterpatrouillen» ersparen. Seit den frühen Morgenstunden sind sie unterwegs, Aktivistengruppen junger Frauen und Burschen. Sie durchstreifen die Strassen und Gassen zwischen Bahnhofstrasse und Limmatquai und fordern vor Ladentüren und Restauranteingängen die Eigentümer auf, ihre Etablissements sofort zu schliessen und ihr Personal freizustellen.

Besuch erhält auch das vornehme Seiden- und Modegeschäft Grieder an der Bahnhofstrasse 30, direkt am Paradeplatz. Inhaber Adolf Grieder befindet sich gerade in Kur. Eine «zügellose Horde» sei es gewesen, berichtet er später der Polizei, die am besagten Donnerstag in sein Geschäft eingedrungen sei und dem Geschäftsführer gedroht habe. Ohne polizeilichen Schutz sei man diesem Terror ausgesetzt gewesen und habe sich den Forderungen beugen müssen.

Über vierhundert Angestellte, von den Schneiderinnen, Modistinnen bis zu den Verkäuferinnen und Laufburschen, seien zur Arbeitsniederlegung gezwungen gewesen, auf über tausend Franken belaufe sich der angerichtete Schaden. Er, der Unternehmer Grieder, der neben den regulären Steu-

ern noch Kriegssteuer und Kriegsgewinnsteuer bezahlen müsse, sei «der Willkür einer rohen Masse von Tumultanten schutzlos preisgegeben» gewesen.

Das jämmerliche Versagen der Staatsgewalt wolle er nicht akzeptieren. Wenn die Polizei solchen Ausschreitungen weiterhin tatenlos zuschauen, werde er genötigt sein, dieser rohen Gewalt in Zukunft mit Selbstjustiz zu begegnen. Er wisse schon, wie er sein Hausrecht durchsetzen werde.

Selbst die mutigsten Geschäftsinhaber können an diesem Morgen nur Schlimmeres verhindern, indem sie dem Druck der Strasse nachgeben. Dass Widerstand bei der reservierten Haltung der Stadtpolizei zwecklos gewesen sei, bestätigt anderntags die liberale *Zürcher Post*. Zwar habe man die achtzehn in der Altstadt dienstuenden Polizisten am Streiktag durch achtundvierzig Kollegen aus den benachbarten Stadtkreisen verstärkt. Aber bei diesem Kräfteverhältnis konnten die uniformierten Doppelpatrouillen die jugendlichen Aktivisten nicht beeindrucken.

Die elektrischen Strassenbahnen haben ihren Betrieb eingestellt, die Chauffeure und Kondukteure bereiten sich auf die Teilnahme am Demonstrationszug vor. Die geschäftigen Geräusche in der Zürcher Prachtallee verstummen. Eine unbehagliche Ruhe breitet sich aus. Lediglich das Klirren des Geschirrs einiger Gäule, die vor ihren Droschken auf Kundschaft warten, hallt durch die Strassen. Zeitweise ist der Motorenlärm einer der wenigen Benzinkarossen zu hören, die sich in die Innenstadt gewagt haben. Hunderte von Türen haben sich allein deswegen geschlossen, weil ein paar Aktivisten es mit dem nötigen Nachdruck verlangt haben. Der Staat lässt sie fast ungehindert agieren. Fast scheint es, als läge ihnen die Stadt zu Füssen.

Einzig das Wetter bereitet Sorgen. Ausgerechnet an diesem Tag, an dem die Arbeiterunion mit einem landesweiten Generalstreik ihre Mobilisierungsmacht erprobt, regnet es in Strömen. Sorgenvoll richten die Arbeiterführer ihre Augen zum Himmel. Welche Blamage wäre es, wenn ihnen heute die Gefolgschaft verweigert würde. Nicht auszudenken, die Scha-

denfreude, welche ihnen aus der bürgerlichen Presse, die seit Tagen gegen den Streikaufruf wettet, entgegenschlagen würde.

Die Befürchtungen erweisen sich als unbegründet. Gegen halb neun Uhr belebt sich die Innenstadt. Von überall her strömen Menschen ins Zentrum. Männer mit Hüten, Regenmänteln und kragenlosen Hemden, die Hände in den Hosentaschen, Zigaretten im Mundwinkel. Daneben einige wenige Frauen, die in langen Mänteln dem trostlosen Wetter trotzen. Auch Kinder und Greise sind in der Menge auszumachen.

Schon bald setzt von der Sihlbrücke her – der Verbindung zu den Arbeiterquartieren – eine eigentliche Völkerwanderung ein. An der oberen Bahnhofstrasse, um den Paradeplatz und um den Münsterhof versammeln sich die Unzufriedenen. Schirm an Schirm stehen sie in Grüppchen zusammen, manche diskutieren über die Brotpreise, die Kriegslage, die fehlende Butter, die Ereignisse in Russland oder einfach über das miserable Wetter, andere suchen in den Tür- und Fensternischen der Läden etwas Schutz vor der Nässe.

Gegen neun Uhr beginnt sich der Protestzug zu formieren. Gerade rechtzeitig klart der Himmel auf, erste Sonnenstrahlen treffen auf den nassen Asphalt. Auf der ganzen Breite der Bahnhofstrasse setzt sich der Protestmarsch hinter dem leuchtenden Rot der Fahne der Arbeiterunion in Richtung Bahnhof in Bewegung. Keine weiteren Fahnen, keine Musik, keine Transparente. Feierlich und gedämpft bewegt sich der Zug durch die Schlucht der historistischen Fassaden. Die Entschlossenheit derer, die im dritten Weltkriegsjahr täglich um ihre Existenz kämpfen müssen, soll Anklage genug sein.

Ein weiteres Mal sind weit über zehntausend Menschen dem Aufruf gefolgt, diszipliniert und geschlossen will die Gewerkschaftsführung dem Bürgertum die wirtschaftliche Misere vor Augen führen. Nicht nur den Bürgern, ebenso den Hitzköpfen in den eigenen Reihen soll klargemacht werden, wem die Führerschaft in der Arbeiterbewegung gebührt. Den Einzelaktionen der Jugend muss endlich ein Riegel geschoben werden, gerade weil ihre Agitation auf unerwartet grosse Resonanz stösst.

In bange Stunden steht in grossen Lettern auf dem Filmplakat, welches an der Wand des Olympia-Kinos an der Ecke zur Pelikanstrasse hängt und auf das Kriminaldrama von Jules Mary verweist. Bange Stunden erlebt auch die Schweizer Bevölkerung. In den letzten Monaten hat sich die Versorgungssituation dramatisch verschlechtert. Immer weniger Kohle aus Deutschland gelangt ins Land, von immer schlechterer Qualität ist das Getreide, immer drastischer spürt die Bevölkerung das Elend des europäischen Krieges.

Die Sonne verschwindet wieder hinter den Wolken, und ein Nieselregen setzt ein. Langsam und still schreitet der Zug dem Hauptbahnhof entgegen, einzig vom Ruf eines dreizehnjährigen Burschen unterbrochen, der den Teilnehmenden eine Postkarte feilbietet: «Nieder mit dem Militarismus, fünf Rappen für den Liebknechtfonds!»

Wenn es nicht so hartnäckig regnen würde, könnte Marie den freien Spätsommernmorgen am See oder in der Platzpromenade verbringen. Sie ist dankbar, dass ihre Arbeitskollegin Fräulein Meyer sie unter ihren Schirm nimmt. Mit Fanny Meyer, ein paar Jahre älter als sie, arbeitet sie in der gleichen Abteilung, ohne bisher allzu viele Worte mit ihr gewechselt zu haben. Dort, wo sich die Usteri- und die Bahnhofstrasse kreuzen, mischen sie sich unter die Zuschauer, die vom Trottoir aus den «Zug der Hungernen» verfolgen und ein dicht gedrängtes Spalier für die Demonstrierenden bilden.

Ein Herr mit Melone und Schnurrbart tritt einen halben Meter zurück, um den beiden Frauen Platz zu machen. Stumm ziehen die Protestierenden an ihnen vorbei. Mit Gesten werden die Zuschauer zum Mitmarschieren aufgefordert. Ohne Erfolg. Anklagende Blicke schlagen ihnen entgegen. Sie scheinen zu sagen: Haltet ihr euch für zu gut, um mitzumarschieren? Fürchtet ihr euch vor uns oder bangt ihr um euren Arbeitsplatz?

«So ausgehungert, wie immer behauptet, sehen diese Leute nicht aus», flüstert Fräulein Meyer ihrer Kollegin zu.

Marie nickt: «Sie haben recht. Auch meine Mutter und mein Bruder haben wenig zu essen, seit mein Vater nach Deutschland in den Krieg gezogen ist.»

Den Tag wird sie nie vergessen, als ihr Vater die Familie in Richtung Deutschland verliess. Bald zwei Jahre sind es nun her, von einem Tag auf den andern blieb sein Verdienst aus, und sie mussten von der kärglichen deutschen Wehrmannsunterstützung leben.

«Sie sind Deutsche?»

Marie nickt: «Ja, aber in der Ostschweiz geboren.»

Erst mit Vaters Einrückungsbefehl hat Marie wahrhaftig begriffen, was es bedeutet, dass er aus Wurzach in Württemberg und nicht aus Weinfeldern im Thurgau stammt. Seine Herkunft machte sie zu einer Deutschen, verband sie mit einem Land, das ihr fremd war. Ihre Familie pflegte kaum Kontakt zu Landsleuten. Als sie nach der Sekundarschule auf dem deutschen Unterstützungsbüro um ein Stipendium für den Besuch des Lehrerinnenseminars nachsuchte, lernte sie die deutsche Knausrigkeit kennen. Sie solle arbeiten gehen und für ihre Familie sorgen, eine Frau brauche keine höhere Schulbildung, erhielt sie von den Beamten zur Antwort. Ihren Berufswunsch musste Marie begraben, doch nun ist sie mit ihrer Stelle bei Jelmoli, die ihr eine Tante vermitteln konnte, ganz zufrieden.

«Unsäglich, diese schnoddrige Art, welche die sozialistische Jungmannschaft an den Tag legt», zischt jemand zwischen den Zähnen hervor. Marie dreht sich um und schaut in das Gesicht eines schnurrbärtigen Mannes. Der Herr deutet mit der Hand auf den Umzug.

Tatsächlich hat sich das Bild gewandelt. Das Benehmen der jungen Truppe steht in krassem Gegensatz zu dem der übrigen Demonstrationsteilnehmer. Es wird geschwatzt, gelacht, diskutiert, und an ihren Hüten und Mützen stecken Karten mit dem Aufdruck «Nieder mit dem Militarismus!». Unaufhörlich skandieren sie: «Schlagt zu Brei, die Tyrannei!», und auf der Höhe des Herkulesbrunnens beginnen sie zu singen. Disharmoni-

sche Töne dringen an Marias Ohr, doch sie erkennt die Hymne, die Internationale, das Kampflied der Arbeiter.

«Während unsere Wehrmänner an der Grenze stehen, hetzen sie die Soldaten zur Befehlsverweigerung auf und verüben Gewaltakte», flüstert der mitteilsame Herr den beiden zu, sichtlich bemüht, dass es die Umstehenden nicht hören können. Lächelnd pflichtet ihm Fräulein Meyer bei.

Einer der Aktivisten zwingt sich auf dem Trottoir durch die Zuschauer, verteilt Handzettel und schreit aus Leibeskräften: «Gegen das Völkerwürgen, die Kriegshetzer, die Wucherer und Volksausbeuter! Friedensdemonstration zu Ehren der revolutionären Friedenskämpfer in allen Ländern! Am nächsten Sonntag um drei Uhr am Predigerplatz!»

Marie erkennt den Burschen, er ist einer von denen, die bei Jelmoli die Schliessung erzwungen haben. Sie beobachtet, wie Regentropfen in sein hellhäutiges, etwas knöchiges Gesicht spritzen. Die Nässe scheint ihm nichts anzuhaben. Bestimmt und ohne Unterlass drückt Fritz Einiger den Passanten das rote Blatt in die Hand. Auch Marie. Dabei stösst er den hinter ihnen stehenden Mann an.

«Genau so sind sie», empört sich der Schnurrbärtige, «rüpelhaft und respektlos. Und der Schlimmste von ihnen ist der Münzenberg, ein deutscher Fahnenflüchtling, der auf niederträchtige Art unser Gastrecht missbraucht.» Ohne grosses Interesse überfliegt Marie das rote Blatt in ihrer Hand.

«Haben Sie keine Angst um Ihren Vater?», setzt Fräulein Meyer das Gespräch fort.

Marie zögert einen Moment. Zwiespältig waren ihre Gefühle, als ihr Vater den Zug nach Deutschland bestiegen hat. Zuerst war da das Befreiende, als er die Familie verliess, er, der aufbrausende Malermeister, der seine Zeit viel zu oft im Wirtshaus verbrachte und das so dringend benötigte Geld verjubelte. Und als er nicht mehr da war, fehlte er ihr doch. «Nein, vermisst eigentlich nicht. Der hat wenigstens zu essen. Mehr Sorgen mache ich mir um Mutter und Bruder, die bei der Gemeinde jeden Tag um eine Suppe und ein Stück Brot anstehen müssen.»

Das Ende des Demonstrationzugs ist an ihnen vorbeigezogen. Langsam löst sich die Menschenansammlung auf, und der Blick auf das Portal des Hauptbahnhofs und das Escher-Denkmal wird wieder freigegeben. «Entschuldigen Sie, ich muss weiter. Erfreut, Sie kennengelernt zu haben.» Der schnurrbärtige Mann hebt den Hut, nickt zackig, lächelt Marie zu und verschwindet in der Menge.

Xaver Steiner, Polizeiwachtmeister in Zivil, will den Anschluss an den Demonstrationzug nicht verlieren und überquert im Eilschritt die Uraniabücke. Sich zurückhalten und die Situation beobachten, lautet die Order. Mit der Stadtpolizei und dem Platzkommando der Armee sind die nötigen Absprachen getroffen worden. Sollte die Situation aus dem Ruder laufen, wäre man zum sofortigen Eingreifen bereit. Keinesfalls darf das Turiner Beispiel Schule machen. Weil die Arbeiter dort in ihren Bäckereien kein Brot und keine Pasta mehr vorfanden, brach ein Volksaufstand aus. Dutzende von Toten war die Bilanz der tagelangen Barrikadenkämpfe.

Steiner muss sich eingestehen, dass die Strategie der Roten erfolgreich ist. Erst vor einer Woche hat der verunsicherte Stadtrat ihren Lohnforderungen vollumfänglich entsprochen, und an den Urnen legen immer mehr den Zettel der Sozialdemokraten ein. Ihr Wähleranteil hat sich in der Stadt Zürich bereits der Fünfzig-Prozent-Grenze genähert.

Wassertropfen prasseln herab, prallen von den Schirmen, den Hüten zurück, fallen ein zweites Mal, bis sie auf dem Kopfsteinpflaster auftreffen, Pfützen und Rinnsale bilden und den Randsteinen entlang zu den Abwasserdolen fließen. Tausende von durchnässten Gestalten warten auf dem Predigerplatz auf das Finale. Als Steiner eintrifft, kämpft bereits der erste Redner vom Treppenabsatz der Kirche gegen die schlechte Akustik des Platzes und das Rauschen des Regens an. Mit deutlichen Worten will er

klarmachen, dass Regierung und Bundesrat die Interessen der Reichen vertreten, während die Arbeiter in Armut vor sich hin darben:

«Seit drei Jahren tobt der Krieg auf Europas Schlachtfeldern. Not und Elend werden von Tag zu Tag grösser. Es herrscht ein Mangel an Lebensmitteln, und für viele sind sie unerschwinglich geworden. Obwohl die Arbeiterschaft in vielen Eingaben an die Regierung eine Regelung der unhaltbaren Zustände verlangte, ist bisher nichts geschehen. Unsere Forderungen finden kein Gehör. Man lässt die Wucherer, Schieber und Lebensmittelspekulanten ungehindert in ihrem üblen Handwerk gewähren und hat dadurch für die Arbeiterschaft sowie für breite Schichten der Bevölkerung eine geradezu unerträgliche Lebenslage heraufbeschworen.»

Das Anliegen des Redners ist hoffnungslos, nur wenige hören ihm zu, die meisten können ihn gar nicht verstehen. Ausserdem buhlt inzwischen ein zweiter Redner auf dem vierzig Meter entfernten Treppenvorbau der Zentralbibliothek um die Aufmerksamkeit der Menge, wettet gegen die oberste Landesbehörde, die nur zusehe, wie Schieber und Wucherer auf Kosten des arbeitenden Volkes ihre Taschen füllen.

Steiner versteht nicht alles, nur manchmal gelingt es dem Redner, das Prasseln des Regens zu übertönen. Wäre er Sympathisant, der Redner müsste ihm leid tun, ein Funktionär ohne Leidenschaft, weit und breit kein Funke der Begeisterung, der auf die Zuhörenden überspringen könnte. Ein Redner, der sprichwörtlich im Regen steht. Erstaunlich wenig Kampfbereitschaft ist zu spüren. Die Menschen erdulden ihre Situation, es fehlt an Energie, an Begeisterung. Namen, geplante Aktionen soll er auskundschaften, und stets gilt es, ein besonderes Auge auf die Elemente, die das Schweizer Gastrecht missbrauchen, zu werfen. Die verdienen keine Nachsicht, müssen möglichst schnell an die Grenze gestellt werden.

Die Veranstaltung plätschert vor sich hin. Während sich Steiner gerade über seine nassen Füsse ärgert, beobachtet er den Aktivisten, der ihn an der Bahnhofstrasse so grob angerempelt hat und seine letzten Flugschriften verteilt. Wohl ein bedauernswerter Mitläufer, der sich seine Sporen ab-

verdient. Eines der vielen Rädchen im Getriebe, die es braucht, um einen Massenaufmarsch zu bewerkstelligen. Erst die Masse macht die Unscheinbaren bedeutend und die Harmlosen gefährlich. Erst sie ermöglicht, dass selbst die heiligsten Güter und Werke eines Landes ins Wanken gebracht werden können. Wenn er sich im Moment für sein heiligstes Gut entscheiden müsste, wären es ein paar trockene Wollsocken. Nichts hasst Steiner mehr als nasse Füße.

«Einiger!», ruft eine heisere Frauenstimme durch die Menge. Sie zupft den Mann, den Steiner beobachtet, am Ärmel und wechselt ein paar Worte mit ihm. Wenig später folgt er ihr auf die andere Seite des Platzes. Steiner lächelt und macht sich eine Notiz – ein weiteres Rädchen hat einen Namen erhalten.

Nur die Wetterfestesten lassen Rede um Rede über sich ergehen. Viele begeben sich durchnässt auf den Nachhauseweg. Die meisten der kaum noch tausend Unentwegten betrachten es als Erlösung, als die offiziellen Reden um halb zwölf Uhr mit einem dünnen Beifall ihren Abschluss finden.

Nach den Offiziellen stimmen die sozialistischen Jungburschen doch noch kräftigere Töne an. Sofort kommt Leben auf. Begleitet vom Jubel und Applaus der Zurückgebliebenen steigt einer nach dem andern auf die Treppe der Zentralbibliothek und beginnt zum Gaudi der Zuschauer seine Botschaften zu verbreiten. Da spielt es keine Rolle, wenn zwei oder drei gleichzeitig sprechen.

Steiner kennt das Vorgehen. Die Burschen und Mädchen hören sich die offiziellen Reden mehr oder weniger geduldig an. Dann steigt ein Aktivist auf das Podium, hält eine Brandrede und fordert konkrete Aktionen, worauf sich eine bunte Mischung aus Aktivisten, zwielichtigen Grossstadtelementen und Sensationsgierigen zusammenrottet. Und irgendwo in der Umgebung gehen Glasscheiben in Brüche, werden Passanten und Polizisten angepöbelt. Nicht selten sind gar Dreizehn-, Vierzehnjährige und Kinder beteiligt.

Ein kleiner Mann mit einer langen, schwarzen Haarmähne betritt das Podest und macht in seinem süddeutschen Dialekt nochmals eindringlich

auf den sozialistischen Friedenstag vom nächsten Sonntag aufmerksam. Es ist Toni Waibel, kein Unbekannter für Steiner. Die Bühne für einen Auftritt will auch der selbsternannte Friedensapostel Max Dätwyler zu einem Frontalangriff gegen die Kriegshetzer nutzen. Bis Parteiführer Jakob Gschwend resolut eingreift und zur Ruhe mahnt. Gellende Pfiffe und Buhrufe sind sein Lohn, «Parteibonze», «Verräter an der Arbeitersache», «Despot» bekommt er zu hören.

Trotz den widrigen Witterungsbedingungen wird das *Volksrecht* am nächsten Morgen von einem «*grossen Tag für die Arbeiterbewegung*» sprechen. Weniger beeindruckt vom Massenaufmarsch zeigt sich der Berichterstatter der *Neuen Zürcher Zeitung*:

«Wenn es überhaupt noch gestattet ist, der Wahrheit die Ehre zu geben, so möchte ich – und zwar mit grosser Befriedigung – feststellen, dass mir der Teil des Zuges, den ich an der Bahnhofstrasse mit eigenen Augen gesehen habe, durchaus nicht den Eindruck einer (ungeheure Not leidenden Volksmasse gemacht hat. Die Tausenden, die da muntern Schrittes in gutem Gewand vorbeizogen mit dem unvermeidlichen Stumpfen im Mund oder mit nicht an Hunger gemahnender Stimme die Internationale singend, waren vielmehr lebendiges Zeugnis dafür, dass es sich einzig darum handelte, wieder einmal mehr zu demonstrieren, um nicht aus der Übung zu kommen.»

Es sind nur wenige Schritte, die Marie und ihre Arbeitskollegin unter ihrem Schirm zurücklegen müssen, um sich an einem geschützten Ort weiter unterhalten zu können. Der Bahnhofplatz hat sich von Neuem belebt. Bereits ist wieder das Glockengeläut der Droschkenbesitzer zu hören, mit dem sie sich freie Durchfahrt verschaffen. Einzig der Trambetrieb bleibt eingestellt.

Marie hat sich bei ihrer Arbeitskollegin eingehängt und wartet nun an ihrer Seite auf einen günstigen Moment, um den Platz zu überqueren. «Nenn mich einfach Fanny», meint diese. Sie sei schliesslich nicht viel älter, und ein bisschen vertraut seien sie sich ja schon geworden. Marie

fühlt sich geschmeichelt, stimmt sofort ein, das vertrauliche Du hat sie, seit sie in der Stadt lebt, schon fast vergessen.

Fanny zieht sie ins Vertrauen, es müsse aber unter ihnen bleiben: Von der Hüni solle sie sich ja fernhalten, sie sei ein bösesartiges Lästermäul. Darüber hinaus habe sie erst noch seit Längerem, das wisse sie aus sehr guter Quelle, etwas mit dem Menzi von der Buchhaltung. Vorne herum lächelt sie dich an, kaum bist du weg, zieht sie über dich her. Die Kramer sei dagegen ganz in Ordnung, nur manchmal, wenn sie schlechte Tage habe, wettete sie herum wie ein Rohrspatz.

Durch das Triumphtor auf der Südwestseite gelangen sie in den Bahnhof. Erst vier Monate sind seit Maries Ankunft vergangen. Hier, vor dieser riesigen Halle, traf sie ein. Sie war das erste Mal in ihrem Leben allein gereist und stand mitten auf dem Perron eines ihr unbekanntes Bahnhofs. Um sie herum freuten sich Menschen über das Wiedersehen, umarmten sich Liebespaare zur Begrüssung, andere eilten auf den Anschlusszug. Von ihr nahm niemand Notiz, niemand, den sie kannte, niemand, der auf sie gewartet hätte. Ihren Koffer hielt sie fest in der Hand. Oft genug war sie gewarnt worden, die Stadt sei voller Vagabunden, Tagediebe und niederträchtiger Lumpen, die es nur auf das Geld und Gepäck der Neuankömmlinge abgesehen hätten.

Mit dem schweren Koffer bewegte sie sich im Menschenstrom vorwärts, suchte vergeblich nach Hinweistafeln, an denen sie sich hätte orientieren können. Sie irrte in der Bahnhofshalle umher, nahm schliesslich all ihren Mut zusammen, um einem älteren Mann den Zettel mit der Adresse ihrer Unterkunft zu zeigen. Sie versuchte seinen Ausführungen zu folgen, vergeblich, denn die erwähnten Ortsangaben hatte sie noch nie gehört. So blieb ihr nur, sich in der angezeigten Richtung in Bewegung zu setzen und sich weiter nach der Unterkunft durchzufragen. Über eine halbe Stunde schleppte sie den Koffer, bis endlich das gesuchte Haus auftauchte.

«Gottes Ruh und Frieden sei diesem Haus beschieden», so der Haussegen auf einer Inschrift in der Diele. Marie betrat die Wohnung ihrer

Schlummermutter, und Fräulein Stähli, eine ältere Dame, nahm sie in Empfang. Marie war erleichtert, dass jemand sie erwartete und sie ihr Zimmer beziehen konnte. Die Kammer an der Hochfarbstrasse, einer Nebenstrasse der Weinbergstrasse, war nicht gross, vielleicht vier Meter lang, nur wenig breiter als das eiserne Bettgestell. Das schmucklose Zimmer hatte sicher schon bessere Zeiten gesehen, angegraut das Weiss der Gardinen, ausgebleicht das Blumenmuster der Tapete. Sie war trotzdem zufrieden, und als Fräulein Stähli die Türe hinter sich schloss, öffnete sie das Fenster und setzte sich auf den Stuhl – neben der Kommode mit dem Waschbecken und dem Wasserkrug das einzige Möbelstück im Raum.

Der Hauptbahnhof ist in dicke Dampfswaden gehüllt, als die beiden an den Billettschaltern vorbei die Halle betreten. Sie arbeite seit drei Jahren bei Jelmoli, nimmt Fanny den Faden wieder auf, davor habe sie zwei Jahre als Ladentochter bei Schwarzenbach an der Niederdorfstrasse gearbeitet. Kolonialprodukte verkaufen sei in Ordnung gewesen, aber sie habe oftmals im Hinterzimmer Kaffeeersatz herstellen müssen. Mit Zucker, Johannisweizenmehl und etwas Kaffee hätten sie eine absonderliche Essenz zusammengebraut, die man im Laden teuer verkaufen konnte. Das Aroma dieser Ekelbrühe habe sie nicht mehr aus den Kleidern und Haaren entfernen können, selbst die Hände hätten danach gerochen. Schlimmer als ein Abfalleimer habe sie gestunken, bis sie eines Tages endgültig die Nase voll gehabt habe.

Ein ohrenbetäubendes Quietschen unterbricht ihre Unterhaltung, als vor der Halle ein Zug zum Stehen kommt. Vor den Abteilen der Ersten Klasse stehen Zigaretten rauchende Dienstmänner in ihren blauen Blusen bereit. Türen öffnen sich, Passagiere, darunter Rückkehrer aus der Sommerfrische, steigen die Treppe der Zugswagons hinunter, bugsieren ihre Handkoffer und Reisekörbe auf den Perron und winken einen der Dienstmänner

herbei. Koffer türmen sich auf den Handwagen, werden fachgerecht mit einem Strick befestigt und auf schnellstem Weg abtransportiert.

Man habe sie schief angesehen, als sie ins Warenhaus gewechselt habe, erzählt Fanny, ein sozialer Abstieg sei dies gewesen, sie verdiene weniger, und überhaupt arbeiteten dort nur aufgetakelte Schnepfen, die den ganzen Tag mit ihrem Äusseren beschäftigt seien und nichts anderes im Sinn hätten, als den Männern den Kopf zu verdrehen. Ihr sei es vorgekommen, als ob sie als billige Serviertochter in eine Animierkneipe gewechselt habe.

Im Wartesaal der Zweiten Klasse lassen sich die beiden Arbeitskolleginnen auf einer der langen Holzbänke nieder. Reisende sitzen vor ihren schweren Koffern, Soldaten diskutieren miteinander, und auch alte Leute hat es ins Trockene gezogen, um einen Blick in die Zeitung zu werfen oder einfach die Zeit verstreichen zu lassen.

Ihr sei das Gerede egal. Sie habe einfach die ständige Kontrolle nicht mehr ertragen, meinte Fanny. Sie habe im Haushalt der Schwarzenbachs leben müssen, man habe von ihr sogar Auskunft verlangt, was sie in ihrer dienstfreien Zeit vorhabe. Natürlich seien die Zeiten schlimm, aber es werde nicht besser, wenn man griesgrämig herumsitze und auf Spass und Vergnügen verzichte.

Die Kundgebung hat sich aufgelöst. Fritz Einiger muss zu Hause sein Fahrrad holen und sich schleunigst auf den Weg zur Arbeit machen. Am Nachmittag wird der Betrieb in der Motorwagenfabrik Arbenz wieder aufgenommen. Nicht alle blieben der Arbeit fern, ohne Streikpatrouillen ist ein umfassender Streik nicht durchzusetzen. Nach dem Globus bei der Bahnhofbrücke verabschiedet sich Fritz von Adele Kluser und Emmy Gattiker, die ein Stück weit mit ihm gegangen sind, um über den Bahnhofquai zur Josefstrasse zu gelangen.

Die beiden erinnern ihn, mitten im Regen, an den strahlend blauen Sonntag, als er die Jugendorganisation kennengelernt hat. Fast auf den Tag

genau vor einem Jahr war es, als er von Heiri Furrer auf jene Fahrt mitgenommen wurde. Von Dietikon aus brachen sie auf, zum Egelsee, dem kleinen Waldseelein auf der Anhöhe des Heitersbergs, wanderten eingehängt auf staubigen Landstrassen nach Kindhausen hinauf und nachher über die Seematten zum Ausflugsziel. Ein frohes Bild bot sich ihm, junge Arbeiterinnen und Arbeiter, gemeinsam auf Wanderschaft, in der freien Natur. Einer stimmte auf der Gitarre «Stolz weht die Fahne purpurrot» an, bald setzten die andern ein und sangen aus Leibeskräften.

Verschwitz kamen sie oben an und stürzten sich in die Badekleider. Hier in der Abgeschlossenheit konnte niemand Anstoss nehmen, dass sich die beiden Geschlechter so ausgelassen im See vergnügten. Noch nie zuvor hatte Fritz so viele Frauen mit so wenigen Kleidern so nah neben sich gesehen. Vor allem Adele und Emmy hatten es ihm angetan, er konnte seinen Blick kaum mehr von ihnen lassen.

Fritz fühlte sich auf Antrieb wohl in der Gruppe. Man neckte sich, bespritzte sich mit Wasser, sang gemeinsam zur Gitarre und Handharmonika Arbeiterlieder, wechselte zwanglos zu Turnspielen und Gesellschaftstänzen, hörte sich Reden an und diskutierte über Krieg und Revolution.

Dieser Tag hatte sein Leben verändert. Er war Teil einer verschworenen Gemeinschaft geworden. Plötzlich schien alles möglich. Den Philistern müsse endlich ein Ende bereitet werden, man befinde sich am Vorabend eines grossen welthistorischen Umbruchs, die Expropriation des akkumulierten Kapitals müsse stattfinden, dies ergebe sich aus dem immanenten Gesetz der kapitalistischen Produktion, meinten die einen. Nein, antworteten andere, es brauche ein neues Bewusstsein, eine Veredelung des Geistes durch Bildung. Wiederum andere waren der Meinung, dass lediglich der revolutionäre Generalstreik zum Ziel führe, um sogleich Georg Herwegh zu zitieren:

*«Mann der Arbeit, aufgewacht! Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still. Wenn dein starker Arm es will.»*

Damals begriff Fritz Einiger noch nicht, worum es bei diesen Diskussionen wirklich ging. Was er spürte, war die Unbeschwertheit, die ungezwungene Art, wie Mädchen und Burschen miteinander umgingen.

Fritz hat nicht viel Zeit an der Josefstrasse, er eilt in die Wohnung im zweiten Stock, begrüsst die Brüder und die Mutter am Mittagstisch, bestreicht eine Brotscheibe mit Schmalz und verschwindet wieder aus der Wohnung. Mit dem Rad fährt er am Petroleummagazin vorbei, überquert auf der Hardbrücke die Geleise und biegt zum Letzigraben ab.

Gestreikt wurde trotz den Drohungen seines Arbeitgebers Arbenz. Eine halbtägige Arbeitseinstellung würde dem Unternehmen schweren Schaden zufügen, tobte dieser, ausgerechnet jetzt, wo das Geschäft glänzend laufe, Lastwagen derart gefragt seien, seit man die Produktion, den Umständen entsprechend, von Omnibussen auf Militärcamions umgestellt habe.

Die Lastwagen haben dank des Krieges eine enorme Bedeutung gewonnen. Von den Westmächten werden sie inzwischen nicht nur für Transport und Nachschub eingesetzt, sondern dienen, gepanzert und mit Kettenantrieb, auch als Angriffswaffe. Wenn die Probleme mit den Rohstoffen nicht wären, könnte Arbenz noch wesentlich mehr produzieren.

Die Automobilfabrik Arbenz ist seit den 1906er-Ereignissen in Arbeiterkreisen keine gute Adresse. Als damals die fünfundsiebzig Arbeiter «wegen fortgesetzter Massregelungen und schikanöser Behandlung» in den Streik traten, entliess der Fabrikbesitzer kurzerhand alle Arbeiter und stellte neue ein. Wochenlang kam es zu Ausschreitungen zwischen Streikenden, Streikbrechern, Einwohnern von Albisrieden, der Polizei und dem Militär.

Trotzdem findet Fritz es gar nicht so übel, in dieser Fabrik zu arbeiten. Die Arbeit ist anspruchsvoll, die Fabrikhalle modern eingerichtet, die Modelle und die Produktion sind technisch ausgefeilt, sodass jede Woche ein Fahrzeug das Werk verlassen kann. Die Lastwagen sind nicht nur mit einer

magnetelektrischen Lichtbogenzündung ausgestattet, bahnbrechend ist ebenso die Begrenzung der Tourenzahl mit einem Zentrifugal-Geschwindigkeitsregulator.

Als Fritz das Fabriktor erreicht, ist er froh, dass er endlich dem Regen ent-rinnen kann. Bereits wenige Minuten später steht er im blauen Überge-wand an seiner Drehbank.

Ein strenger Geruch aus den Pferdestallungen des Militärs weht herüber, als Steiner bei der Militärbrücke die Sihl überquert. Er hat genug gesehen, genug gehört, sodass er in der Kaserne der Kantonspolizei seinen Bericht verfassen kann.

Am Eingang wechselt er einige Worte mit der Wachmannschaft und betritt danach den Speisesaal im zweiten Stockwerk, wo er seinem Vorge-setzten, Hauptmann August Kunz, begegnet. Das Telefon habe den ganzen Morgen ununterbrochen geklingelt, berichtet dieser. Allesamt waren es Ladenbesitzer, die von den Aktivisten bedroht und beschimpft wurden, Bi-anchi, Grieder, Café Steindl, fast alle bekannten Namen seien darunter. An manchen Orten hätten die Demonstranten die Lokalität gleich selbst ge-schlossen oder die Rollläden heruntergerissen. Er sei auf das Wüsteste be-schimpft worden, wozu die Polizei eigentlich da sei, wenn sie nichts un-ternähme. Unbescholtene Geschäftsinhaber würden bedroht, während den Polizisten in ihren behaglichen Büros vom vielen Sitzen die Hinterbacken wehtäten.

Steiner weiss, dass der Ruf der Polizei gelitten hat. Eine undankbare Aufgabe, trotz unklaren Befehlen und Kompetenzstreitigkeiten die öffent-liche Ordnung aufrechtzuerhalten. Auf der einen Seite der seit Jahren ge-säte Hass der radikalen Sozialisten, die sie als Kosaken und Bluthunde be-zeichnen, auf der anderen Seite das Bürgertum, das fordert, dass endlich ihr Eigentum geschützt und die immer aufmüpfigere Arbeiterschaft in den Senkel gestellt werde.

Als sie vor einem Jahr den Befehl erhielten, die nicht bewilligte Erst-August-Demonstration der Jugendorganisation aufzulösen, wurden sie von den Krawallanten mit Fäusten und Stöcken traktiert. «Schlönd die Chaibe abe!», wurde im Chor gerufen, als «Halunken», «Sauchaiben», «Glünggi-hunde» und «miserable Siechen» hat man sie betitelt. Die jungen Burschen und Mädchen versuchten, die konfiszierten Standarten zurückzuerobern und die Verhafteten zu befreien, sodass sie gezwungen waren, blank zu ziehen, mit ihren Säbeln für Ordnung zu sorgen. Für die Bürgerlichen war der Einsatz zu wenig vorbereitet, verlief die Zusammenarbeit von Stadt- und Kantonspolizei zu wenig koordiniert. Die Arbeiterpresse lamentierte, die Polizei habe einen von langer Hand geplanten Überfall ausgeführt.

«Bei mir war es das Übliche», berichtet Steiner seinem Vorgesetzten. «Sie werden den Bericht in den nächsten Tagen erhalten.»

Am Schreibtisch in seinem Büro hält er auf einem Notizpapier die wichtigsten Beobachtungen fest, die ihm bekannten Namen, wichtige Aussagen aus den Reden, den Ablauf der Demonstration in grossen Zügen. Einiger, diesen Namen hat er zum ersten Mal gehört. Eine kurze Rückfrage bei der Stadtpolizei, ja, Einiger, Fritz, geboren am 5. Mai 1898, wohnhaft bei seinen Eltern, Josefstrasse 151, Sohn des Friedrich Einiger und der Marie Magdalena Einiger, geborene Bucher, von Wohlen, Kanton Bern, vor einem Jahr beteiligt gewesen an der Erst-August-Demonstration, wurde damals zur Überprüfung auf den Posten geführt, keine strafbaren Handlungen nachgewiesen.

Das reicht für den Moment. Steiner verspürt eine leise Genugtuung, wenn er die vielen Namenlosen durch seine Arbeit identifizieren kann. Er zieht sie aus dem Schatten ans Licht, verleiht den in der Masse Untergehten wieder individuelle Konturen. Wenn nur nicht pausenlos neue Gesichter auftauchen, auf jeden Identifizierten ein Dutzend neuer Unbekannter aus dem Nichts erschienen, die ihm seine Tätigkeit manchmal als Sisyphusarbeit erscheinen lassen.

Seit zwei Jahren ist Steiner in der Spezialabteilung der Kantonspolizei tätig, vor einem Jahr sind ihm zwei Kollegen unterstellt worden. Sein erster Bericht, den er ablieferte, brachte ihm gleich eine Rüge von Regierungspräsident Wettstein, seinem obersten Chef, ein. Mag sein, dass seine damaligen Berichte noch etwas ungelentk waren, er noch nicht genau wusste, was man von ihm erwartete, aber die Erteilung der Rüge, dass er gefälligst bis zur völligen Auflösung der Demonstration zu bleiben habe, war völlig verfehlt. Wie konnte er damals ahnen, dass die eigentlichen Aktionen erst nach den Reden beginnen! Und wegen der Blockierung eines lächerlichen Tramwagens würde heute kaum noch jemand ein Aufhebens machen.

Eine törichte Protestveranstaltung sei dies gewesen, wettet der Chef, Franz Anton Jelmoli, vor dem sofort nach seiner Rückkehr zusammengetrommelten Verkaufspersonal. Er halte es für unerlässlich, dass er persönlich ein paar Worte an seine geschätzten Mitarbeiter richte.

Im eleganten Gehrock unterstreicht er mit Gestik und Haltung die Eindringlichkeit seines Anliegens: «Wir alle wissen, dass die Teuerung schwer auf unser Volk drückt. Wir alle verurteilen das lichtscheue, volksfeindliche Treiben der Wucherer, Spekulanten und Hamsterer genau so scharf, wie dies die sozialistischen Volksverhetzer tun. Wir alle unterstützen den Bundesrat in seinem Bestreben, entschieden gegen die für unser Land unwürdigen Machenschaften vorzugehen.»

Für einen Moment unterbricht der Geschäftsmann seine Rede, schaut in die Runde, streift für den Bruchteil einer Sekunde Maries Blick. Eine beklemmende Ruhe. Man glaubt, den eigenen Herzschlag zu hören. In der Manier eines Predigers betont er einzelne Wörter, streut Pausen ein und wiederholt einen Gedanken, wenn er ihm besonderes Gewicht verleihen will.

«Als vor achtzig Jahren mein Grossvater mit einem Modegeschäft an der Schipfe anfang, hatte er einen Traum. Alles sollte der Kunde unter ei-

nem Dach finden und darüber hinaus sollte die Ware direkt ins Haus geliefert werden. Mein Grossvater hat Mut bewiesen, und dank seiner Geduld und Ausdauer gelang es ihm, die Idee zu verwirklichen. Mein Vater, auch er eine Unternehmerpersönlichkeit, hat dieses Werk fortgesetzt, als er vor fast zwanzig Jahren das Warenhaus an der Bahnhofstrasse eröffnete. Streng gegen sich selbst, dem Wohl der Allgemeinheit verpflichtet, lautete sein Wahlspruch.»

Herr Jelmoli streicht eine dunkle Strähne aus seiner Stirn. Eine kleine Pause tritt ein. Marie beobachtet ihn. Seine Züge entspannen sich für einen Moment. Er ist nicht besonders gross gewachsen, trotzdem erstarrt sie förmlich vor Ehrfurcht, wenn sie ihn sieht. Seine ganze Erscheinung, sein Auftreten schüchtern sie ein. Es reicht, wenn er im Laden im Vorbeigehen das Wort an sie richtet, schon zuckt sie zusammen.

«Ich habe den Auftrag übernommen, das Erbe meiner Vorfahren fortzuführen», so Jelmoli weiter. «Dies erfüllt mich mit Stolz, aber ich habe damit auch eine grosse Verantwortung auf meine Schultern geladen. Wenn heute schnoddrige Jungburschen die Innenstadt terrorisieren, die Gewerkschaften Tausende von Arbeitern aus Werkstätten, Fabriken und Geschäften herausreissen, dann wollen sie dieses Werk und viele andere zerstören. Die Scharfmacher treiben ein schändliches Spiel. Natürlich leiden wir alle unter den Folgen des Krieges. Wir entbehren nötige Nahrungsmittel, Handel und Verkehr stocken, Arbeits- und Verdienstlosigkeit bedrohen rechtlich geschaffene Familien mit Hunger und Krankheit. Mit grosser Sorge sehe ich dem kommenden Winter entgegen. Es wird nicht ohne Einschränkung gehen. Aber Sie müssen wissen: Wir fühlen uns unserem Personal und ihren Familien verbunden. Alle zusammen sind wir eine Familie, eine grosse Jelmoli-Familie, die Hand in Hand zum Gelingen unseres gemeinsamen Werkes beiträgt. In Zeiten der Gefahr wollen wir einträchtig zusammenstehen, dann wird es uns gelingen, alle Schwierigkeiten zu bewältigen.»

Nur leises Flüstern ist zu hören, als Herr Jelmoli mit seinem Blick anzeigt, dass er geendet hat. Nachdenklich kehrt Marie zur Arbeit zurück.

Die Krawatten müssen fertig eingeräumt werden.

Der Himmel ist noch immer mit dunklen Wolken verhangen, als Marie nach Feierabend auf dem Weg zu ihrer Unterkunft in die Weinbergstrasse einbiegt. Vorsichtig versucht sie, den Wasserlachen auszuweichen. Es war heute Vormittag das erste Mal, seit sie hier in der Stadt wohnt, dass sie mit jemandem ein paar vertrauliche Worte gewechselt hat. Fanny hat sie überredet, am Sonntag mit ihr ins Theater zu kommen, im Colosseum in Wiedikon werde *Der Erbförster* gegeben, ein wunderbares Stück, ein riesiger Publikumserfolg, schon mehrmals sei es ausverkauft gewesen.

Es war für Marie ein kühler Empfang gewesen in der Stadt, ein Zimmer in Untermiete, dreissig Franken pro Monat, Küche und die Toilette im Hausgang dürfen mitbenützt werden, auf Ordnung und Sauberkeit ist zu achten. Nicht, dass die Schlummermutter, Fräulein Stähli, unhöflich gewesen wäre, doch fehlte Marie das Lachen, die Ausgelassenheit, die Vertrautheit eines Menschen. Obwohl Fräulein Stähli anscheinend aus recht wohlhabenden Verhältnissen stammt, ihr Vater sei Kontorist gewesen, lehnt sie alles ab, was nach Luxus und Genuss aussehen könnte. Nur keine Annehmlichkeiten! Eine karg eingerichtete Wohnung, altmodische Kleidung. Ein Zeichen des Respekts gegenüber den Armen sei es, wenn man auf allen Schnickschnack verzichte.

Marie fühlt sich einsam in ihrer Kammer an der Hochfarbstrasse. Mittem im Menschengetümmel der Stadt sehnt sie sich an den Ort ihrer Kindheit zurück, erinnert sich an den Vater, wie er am Familientisch Rädchen um Rädchen von seinem Cervelat abschnitt, diese andächtig in den Senf tunkte, wie sie als Kinder dankbar waren, wenn sie auch eines davon auf den Teller geschoben bekamen. Sie erinnert sich an ihre Mutter, wie diese mit ihrer hellen Stimme «Am Brunnen vor dem Tore» sang, wenn sie an der Nähmaschine sass. Und sie meint, den Geruch des Schnittlauchs, den sie jeweils für ihre Mutter aus dem Garten holte, in der Nase zu haben.

Marie gibt sich gerne ihren Tagträumen und Sehnsüchten hin, auch wenn sie weiss, dass sie alles andere als eine unbeschwerte Kindheit erlebt hat.

Ein Herr, sein pomadisiertes Haar akkurat gescheitelt, im dunkelblauen Zweireiher mit Stehkragen und Seidenkrawatte, wünscht eine Auswahl an Oberhemden zu sehen. Er wolle die Okkasion nutzen, seine Garderobe zu komplettieren. Erstaunlich gross war die Resonanz, welche Jelmoli auf seine Annoncen in Zeitungen und seine Ausgänge an Litfasssäulen erhielt, noch immer erstaunlich die Menschenmenge, die ins Warenhaus strömt und von den Preisabschlägen auf Regenmänteln, Joppen, Pelerinen und Hemden profitieren möchte.

Er sei Handelsreisender, auf Elegance in der Kleidung käme es an, im Vergleich zum deutschen Kaiserreich, wo er letzte Woche zu tun gehabt habe, sei das Angebot hier geradezu aufreizend üppig. Sein Grinsen bricht ab. Mit dem Gehstock zeigt er auf drei weitere Hemden im Gestell, die er sich genauer ansehen möchte. «Es ist aus Baumwolle, sehr strapazierfähig», sagt Marie, als sie sieht, dass der Herr das Material mit seinen Fingern prüft. «Die Farbe steht Ihnen und es eignet sich ausgezeichnet für die kalte Jahreszeit. Man weiss ja nie, ob im Winter nicht irgendwann das Brennmaterial ausgeht.» Er überhört die Bemerkung und wünscht das Hemd noch in Blau zur Probe.

Das blasierte Getue geht Marie auf die Nerven. Dem Anschein nach gehört er dieser Neukundschaft an, über die häufig in den Pausen gelästert wird. Immer öfter sind diese Käufer im Laden anzutreffen, besonders bei Sonderaktionen stürzen sie sich gefrässig wie Heuschrecken auf die Ware. Sie haben viel Geld in der Tasche, drängen auf rasche Bedienung, behandeln die Verkäuferinnen wie Laufmädchen und feilschen um Rabatte.

Fast täglich berichten die Zeitungen über die Machenschaften der Schieber und Wucherer, Händler, die es verstehen, ihre Geschäfte geschmeidig den Umständen anzupassen. Im Nu wandeln sie sich vom Kräutlerhändler zum Kaffee Verkäufer, um nur Wochen später ins Farben- und Lackgeschäft einzusteigen. Hauptsache, es besteht die Aussicht auf satte

Gewinne. Aalglatt nutzen sie Handelshemmnisse und Wirtschaftsboykotte zu ihrem Vorteil und reagieren blitzschnell auf Störungen im Mechanismus von Angebot und Nachfrage. Die Aussicht auf baldige Preissteigerungen oder flotte Exportgewinne spornt sie zum Kauf einer Ware an, gleichgültig, um welches Produkt es sich handelt. Es sind dieselben, die an der Bahnhofstrasse die Cafés bevölkern, auf dem Telegrafenamt eilige Depeschen verschicken und, so munkelt man, ihre Geschäfte nur mit Handschlag und Bargeld abwickeln. Ihnen ist es zuzuschreiben, dass die noble Bahnhofstrasse hinter vorgehaltener Hand bereits «Balkanstrasse» und «Schieberallee» genannt wird.

Solange sie dermassen erfreuliche Geschäfte tätigen, können sie mit dem Arger der aufgebrachten Bevölkerung leben. Nicht gerade schmeichelhaft die Bezeichnungen, die ihnen verpasst werden. Schmeissfliegen, Schmarotzer und wirtschaftliche Landesverräter seien sie. Längst sind es nicht nur sozialistische Blätter, die ein schärferes Vorgehen gegen dieses Unwesen fordern.

«Würde bei fünf Hemden noch ein Mengenrabatt drin liegen?», versucht der Pomadisierte einen weiteren Preisnachlass auszuhandeln. Marie verneint höflich, es bestehe gar kein Spielraum, die Preise verstünden sich rein netto. Sie weist ihm den Weg zur Kasse, wo der Kunde sichtlich verärgert die Banknoten und Münzen aus der Hosentasche klaubt und die zweiundzwanzig Franken auf den Tisch legt. Ohne Verabschiedung packt er die in ein Papier eingewickelten Hemden und gibt dem Liftboy ein Zeichen.

Einige Gestelle weiter zwinkert Fanny herüber, die vor einer Kabine auf eine Kundin wartet. Vor ein paar Stunden sassen sie noch gemeinsam im Theater. Fannys Lachanfälle, die durch die kleinste Lappalie ausgelöst werden, wirken so ansteckend, dass sie sich manchmal beide fast nicht mehr erholen können. Aber gestern war ihnen nicht zum Lachen zumute, himmeltraurig, was sie gesehen hatten. Als Trauerspiel in fünf Aufzügen

war die tragische Liebesgeschichte einer Förstertochter und eines Gutsbesitzersohns von Otto Ludwig auch angekündigt. Die unsterblich Verliebten durften nicht heiraten, weil sich die Väter wegen einer Nichtigkeit zerstritten hatten. Zum Schluss tötete der Förster in einem Anfall von Raserei mit der Kugel, die dem Liebhaber gegolten hätte, seine eigene Tochter. Ein überwältigender Erfolg war die Aufführung für die Dilettanten-Theater-Gesellschaft Zürich. Mehrmals klatschte das Publikum die Darsteller auf die Bühne zurück.

Hinter den beiden Gestellen mit den Hemden steht schon seit geraumer Zeit ein Kunde bei den Sportmützen und tastet die verschiedenen Stoffe ab. Mit seiner braunen Jacke und den Hosen aus grobem, dunkelgrauem Leinen erinnert er Marie an die Handlanger der Schuhfabrik, die ihr damals in Weinfeldern nach der Arbeit entgegenkamen, wenn sie Frau Freudiger das Paket mit der geflickten Wäsche vorbeibrachte.

«Kann ich Ihnen behilflich sein?» Als der Kunde aufblickt, stockt sie.

«Die Gemusterte, die würde mir gefallen.»

«Das Fischgrätenmuster steht Ihnen, die Mütze ist aus Wolle gefertigt, schützt ausgezeichnet vor Wind und Regen, zum Beispiel, wenn Sie Flugschriften verteilen.»

Der junge Mann schaut auf, setzt sich gelassen eine andere Mütze auf den Kopf und prüft sie mit halb zugekniffenen Augen im Spiegel. Sie spreche wohl vom vergangenen Donnerstag, er habe sie aber gestern nicht an der Protestversammlung gesehen, da hätte sie interessante Dinge zu hören bekommen.

«Der Zeitpunkt war ungünstig, ich war bereits verabredet. Ich wäre aber auch sonst nicht gekommen.»

Unsicher rückt der junge Mann sich nochmals die erste Mütze auf dem Kopf zurecht. Schade, dass sie nicht gekommen sei, es habe viele Mädchen dabei, auch Ladentöchter, die sich in separaten Mädchengruppen zum Stricken und Diskutieren treffen, und zudem würde man tolle Ausflüge unternehmen. Vielleicht überlege sie es sich ja noch.

«Wie teuer ist diese da?»

«Heruntergesetzt, drei Franken fünfzig. Das ist ein gutes Angebot.»

«Ich habe leider nicht so viel dabei, kann ich mir die Mütze beiseite legen lassen?»

«Das lässt sich machen, wie ist der Name?»

«Einiger, Fritz Einiger, Josefstrasse 151.»

Steiner tritt ans Fenster und zieht kräftig an seiner Zigarre. Geniesserrisch lässt er den Rauch aus Mund und Nase entweichen und lauscht dem rhythmischen Klang der Nagelschuhe. Soldaten in Marschkolonnen kehren zur Kaserne zurück. Er liebt den Blick hinaus auf die Strasse, die Sihl und die Pferdestallungen dahinter. Halb sieben Uhr, bald ist Dienstschluss, bald wird er sich auf den Nachhauseweg begeben, der Spezialrapport über die Ereignisse ist handschriftlich abgefasst, vor wenigen Minuten der Dactylographin zum Abtippen auf ihrer Underwood übergeben. Der Rapport darf sich sehen lassen, minutiös hat Steiner die Informationen zusammengetragen, die Nötigungen der Ladenbesitzer, die kleineren und grösseren Provokationen der Jungburschen, die Reden und Aufrufe.

Jetzt muss Steiner Ordnung schaffen, den Schreibtisch aufräumen, die Berichte der abkommandierten Polizeibeamten ablegen. Innere Ordnung schützt gegen das äussere Chaos. Und von diesem gibt es mehr als genug in der Stadt. Erneut kam es nach der Teuerungs demonstration zu Ausschreitungen, allerdings waren die Radaubröder nach Oerlikon ausgewichen. Halbwüchsige trieben sich auf den Strassen herum, provozierten mit Pfeifen und Johlen die Polizei, besetzten die Geleise und zwangen die Strassenbahnverwaltung der Linie Zürich-Oerlikon-Seebach zur Einstellung des Betriebs. Nacheinander mussten die Bücherfabrik Fausch, die Couvertfabrik Maier und die Accumulatorenfabrik Oerlikon unter dem Druck der Tumultanten ihren Betrieb einstellen.

Steiner entfaltet die Kopie des Beschwerdebriefs der Accumulatorenfabrik an den Regierungsrat.

Oerlikon bei Zürich, den 31. August 1917

An den hohen Regierungsrat des Kantons Zürich Titl.

Wir haben Ihnen Folgendes mitzuteilen:

Gestern, Donnerstag Abend, gegen 5 Uhr, erschienen etwa 1'000-1'500 zum grössten Teil jugendliche Leute beiderlei Geschlechts, ohne jede Organisation oder Führung vor unserem Etablissement, drückten die Fabrikttore ein und überschwemmten sämtliche Werkstätten, um nach arbeitenden Leuten zu suchen. – Die wenigen anwesenden Arbeiter waren teilweise tätlichen Angriffen ausgesetzt und konnten mit Mühe und Not die Werkstätten verlassen. – Der Haufe versuchte auch, die elektrische Zentrale still zu setzen.

Nach einiger Zeit stürmte die Menge in das Verwaltungsgebäude und zwang alle anwesenden Beamten zum Verlassen des Etablissements. Erst nachdem sie das Gebäude, dessen sämtliche Räume durchsucht worden waren, verlassen hatten, entfernte sich der Pöbel aus dem Verwaltungsgebäude.

Die Fabrikleitung avisierte bei Beginn des Aufruhrs den Polizeiposten Oerlikon telefonisch und erbat Beistand. Organe der Kantonspolizei erschienen jedoch nicht am Platze.

Der Haufe verlor sich nach etwa %-stündigem Randalieren. Es ist einem glücklichen Zufall zu verdanken, dass bei der Überflutung der Fabrikräume, in welchen sich auch Hochspannungsanlagen unter Strom befanden, kein Unglücksfall eingetreten ist.

Wir sehen uns genötigt, den hohen Regierungsrat zu ersuchen, uns in zukünftigen Fällen zureichenden Schutz gewähren zu wollen.

Hochachtungsvoll Accumulatoren-Fabrik Oerlikon, Wilh. Schmidt

Steiner schüttelt den Kopf. Unverständlich, warum die Behörden nicht entschiedener gegen die Halbwüchsigen vorgehen. Der Regierungsrat weicht der offenen Konfrontation aus. Der Wettstein bindet die Polizei zurück und setzt sie Steinwürfen und Beschimpfungen aus. Kein Wunder, dass die Moral im Korps gelitten hat. Er gehört gewiss nicht zu den Vertretern einer harten Linie, für einige Forderungen der Arbeiter kann man durchaus Verständnis haben, bei seinen Einsätzen für die Wucherpolizei

sieht er vieles, das krumm läuft. Aber wenn es um Ruhe, Ordnung und Sicherheit geht, befürwortet er ohne Wenn und Aber die harte Linie des Generals. Dieser möchte schon lange mit aller Entschiedenheit gegen die Krawallmacher vorgehen.

Dutzende Zeugenbefragungen, Verhör- und Beobachtungsprotokolle wandern über seinen Schreibtisch, gilt es zu einem Ganzen zusammenzufügen. Beobachten, identifizieren, verhören und überführen, darin besteht seine Arbeit. Tagtäglich führt er den Kampf gegen das Masslose und Gierige im Menschen. In dieser Hinsicht unterscheiden sich Sozialisten nicht von Kapitalisten und Wucherern. Es ist das Böse und Rohe, das aus den tiefsten Abgründen der menschlichen Seele hervortritt, wenn es nicht dauernd in Schach gehalten wird. Darum sitzt er hier mit seinen Akten.

Der Spezialrapport zur sogenannten Friedensdemonstration vom Sonntag ist knapp ausgefallen, kaum tausend Leute waren gekommen, viele davon Schaulustige. Welcher Gegensatz zu den grossen Ankündigungen! Von Frieden war nicht viel zu spüren: Brandrede folgte auf Brandrede, und jede gespickt mit den abgedroschensten Plattitüden: bürgerliche Gesellschaftsordnung stürzen, rote Internationale der Freiheit, Kampf gegen Preussentum, Armee unterwühlen, die Gewehrläufe der Soldaten am Tag der Revolution auf ihre Vorgesetzten richten. Der übliche Redner-Dictionnaire der Jungburschen. Steiner nummeriert die Zettel und schiebt sie ins Dossier. Amüsant die Tatsache, dass dem Friedensapostel Rotter, den die Jungburschen unbedingt am Sprechen hindern wollten, nur dank Polizeischutz eine Tracht Prügel erspart blieb. Sollen sie sich selber den Grind einhauen, dann schaden sie wenigstens andern nicht. Ansonsten verlief die Kundgebung friedlich, ein Einschreiten war nicht nötig.

Ordnungsgemäss wandert das Dossier in die Hängeregistratur, danach legt Steiner den Bleistift und die Füllfeder in den Schubladeneinsatz zurück, wischt die Fusseln des Radiergummis vom Tisch, positioniert die Schreibunterlage akkurat zum Pult. Der Anblick der leeren Arbeitsfläche erfüllt ihn mit Zufriedenheit.

Ordnung ist mehr als das halbe Leben. Ordnung ist die Grundlage eines geregelten Dienstbetriebs, das Fundament jeden gesellschaftlichen Zusammenlebens. Erst Ordnung macht das Leben berechenbar.

Im Türrahmen steht Korporal Fischer, der den Rapport vom 13. April für die Glasversicherung benötigt. Steiner greift in die Schublade, sucht aus dem Dossier das verlangte Dokument und drückt es ihm in die Hand. Nur ungern erinnert er sich an den schwarzen Freitag. Schlimmer als beim Räuber-und-Gendarm-Spiel der Kinder war es zu- und hergegangen. Dort gibt es wenigstens Regeln, an die sich alle halten. Es muss läppisch ausgesehen haben, als sie in der Stadt von einem Ort zum andern rannten, nur um jedes Mal festzustellen, dass sie zu spät waren. Wahrlich kein Ruhmesblatt für die Polizei. Nach Strich und Faden wurden sie vom Pöbel an der Nase herumgeführt. Steiner will lieber nicht mehr darüber sprechen, eine so denkbar schlechte Figur haben sie damals gemacht. Er sehnt sich nach Hause, will jetzt seinen Feierabend genießen. Mit einem «Danke, bis morgen!» nimmt Fischer die Akte an sich und verabschiedet sich.

Das Überraschungsmoment ist es, geht es Steiner durch den Kopf, womit der Schwächere sich Vorteile verschaffen kann: dem Feind kleine Nadelstiche versetzen, den offenen Kampf vermeiden, ständig die Spielregeln ändern und dem andern stets einen Schritt voraus sein. Das ist das Spiel, das sie treiben, und diesem Vorgehen muss möglichst rasch ein Riegel geschoben werden.

Damals, am 13. April, sass Steiner nach der Demonstration der Gewerkschaften bereits wieder am Schreibtisch, als erneut der Befehl zum Ausrücken eintraf. Zahlreiche Restaurants zwischen Bahnhofstrasse und Bellevue waren mit einem Steinhagel eingedeckt worden. Als er mit einem Trupp endlich vor dem St. Annahof auftauchte, hatten sich die Aktivistinnen längst aus dem Staub gemacht, und einige Sympathisanten beschimpften sie als Polizeihunde und Kosaken. Panikartig seien die Gäste zum Ausgang gestürmt, wurde ihm berichtet, einige Frauen erlitten einen Ohnmachtsanfall und mussten medizinisch behandelt werden. Übel zuge-

richtet wurde ausserdem ein Offizier, der zufällig in seinem Auto durch die Bahnhofstrasse fuhr. Die Tumultanten hatten die Scheibe seiner Karosse eingeschlagen, den Unglücklichen herausgezerrt, ihn mit Faustschlägen und Füssen traktiert und ihn beschimpft. Weder gelang es, die Übeltäter zu eruieren, geschweige denn die Schuldigen zu verhaften.

Steiner schlägt das Dossier auf, das er noch immer in der Hand hält und blättert darin, bis er bei einer abgelegten Zeitungsmeldung haltmacht. Unmissverständlich verurteilte die bürgerliche *Zürcher Post* tags darauf die Ereignisse.

«Was sich dann weiter bei dem Demonstrationszug, der dürftiger ausfiel als die Versammlung selbst, zutrug, gehört ins Gebiet der Radaumacherei übelster Art und hat mit der Teuerung so wenig zu tun, wie ein händelsüchtiger unreifer Junge mit einem ernsthaften, mit des Lebens Nöten hart kämpfenden Arbeiter. Wenn sich einige revolutionär angehauchte Jugendliche damit amüsierten, dass sie einigen Restaurants die Scheiben einschlugen und schliesslich auch – wie geistreich! – vor dem Restaurant des St. Annahofs, dem Hauptgebäude des genossenschaftlichen Lebensmittelvereins, demonstrierten und Scheiben einschlugen, so zeigt das lediglich, wie wenig sicher die sozialdemokratische Parteileitung diese verhetzte Jugend in ihrer Hand hat.»

Alle erwarten von der Polizei, dass sie resolut einschreitet. Aber solange die Regierung zögert und die Jungsozialisten in der sozialistischen Presse gehätschelt und entschuldigt werden, kann die Stadt nicht zur Ruhe kommen. Natürlich kann man vom *Volksrecht* nicht erwarten, dass es ständig applaudiert, aber die Art und Weise, wie alle Leistungen der Behörden in den Schmutz gezogen und mit schlammigem Hass überzogen werden, geht weit über das Tolerierbare hinaus:

«Und wenn es bei der gestrigen Demonstration – nachdem der Zug längst aufgelöst war – zu Ausschreitungen gekommen ist, wenn es in einigen Schlemmerrestaurants und Schiebercafés zerbrochene Scheiben abgesetzt hat, so müssen wir jede Schuld an solchen Erscheinungen, so sehr wir sie auch bedauern, doch nur in der noch viel bedauerlicheren, ja unverantwortlichen Nachlässigkeit der Landesbehörden gegenüber der ganzen

Teuerungsfrage suchen. Die Herren in der Regierung sahen die Not kommen, sie wussten, dass das Volk schliesslich dahin kommen musste, nicht mehr genug Brot kaufen zu können, wenn der Staat sich nicht entschloss, das Brot zu verbilligen, auch wenn er die nötigen Millionen bei den Kapitalisten holen müsste.»

Die Gesellschaft hat nicht nur Risse bekommen, Gräben haben sich aufgetan, die nicht mehr so leicht zuzuschütten sind. Wie kann die Polizei der Garant der Ordnung sein, wenn die Gesellschaft voller Widersprüche ist? Der Staat als Ganzes steht vor einer Bewährungsprobe. Der Feind steht nicht nur auf der anderen Seite der Grenze, er breitet sich im Innern aus; der Schweiz ist ihr gemeinsames Fundament verlustig gegangen.

Steiner ist bei seinem Lieblingsthema angelangt, doch er zähmt seine Gedanken, hängt das Aktenbündel in die Registratur zurück und schliesst geräuschvoller als gewohnt die Bürotür hinter sich.

Zerbeulte Konservendosen, rostige Fassreifen, ein Nachthafen und ein zeretzter Regenschirm, neben der Teppichstange ein Schutthaufen. Lange Zeit hat sich Fritz am Abfall und dem Schmutz im Hinterhof gestört, nun nimmt er ihn kaum noch wahr. Sein Problem ist vielmehr, ein freies Plätzchen für sein Fahrrad zu finden. Josefstrasse 151, das ist nun mal keine bevorzugte Wohnadresse. Zu viel Schmutz, zu lärmig die Saufbrüder aus den Wirtsstuben, wenn sie nachts nach elf Uhr singend und johlend nach Hause zurückkehren.

So sind sie nun mal, die proletarischen Verhältnisse, da braucht man sich nicht zu schämen. Wer's gerne putzig hat, soll sich woanders niederlassen. Menschen von überall treffen hier zusammen, da hat's Halunken darunter, da fallen mal böse Worte, da ist eine Rauferei keine Seltenheit. Klar würde man sich den Arbeiter anders wünschen, mehr Klassenbewusstsein, mehr Bereitschaft zum Kampf. Aber als Sozialist kann man sich nicht die Welt aussuchen, die dem eigenen Geschmack entspricht. Man

muss sich mit dem Menschen abgeben, den der Kapitalismus hervorgebracht hat. Lethargisch und selbstzufrieden. Wenn es ums Schimpfen über die Bonzen, Schieber und Ausbeuter geht, sind alle dabei. Wenn es jedoch gilt, auf die Barrikaden zu steigen oder nur schon ein paar Flugblätter oder Zeitungen zu verteilen, finden sich tausend fadenscheinige Gründe, um sich davonzustehlen. Der grösste Feind ist der Unverstand und die Lauheit in den eigenen Reihen, und trotzdem kann die Befreiung der Arbeiterklasse nur das Werk der Arbeiter sein. Er lächelt, Karl Marx, Gott habe ihn selig.

Als Fritz die Türe öffnet, vermischt sich das trübe Licht, das zwischen den zerschissenen Vorhängen ins Zimmer dringt, mit dem Zigarrenrauch. Noch zeigt die Küchenuhr nicht halb sieben an, für einmal erscheint er ohne Verspätung zum Nachtessen. Walti, der Jüngste, stürmt ihm lärmend entgegen, fällt beinahe über den Schulthek, springt an ihm hoch, will ihm von der Schule und einer Prügelei auf dem Pausenplatz erzählen.

Karg, beengt und doch so vertraut. Sechs Personen in zwei Zimmern. Eine Küche, ein Wohnzimmer und dahinter ein Schlafzimmer. Die Toilette im Treppenhaus muss mit zwei Nachbarsfamilien geteilt werden. Seit die Mutter im Frühjahr mit den beiden Jüngsten, Walti und Max, aus Bern zurückgekehrt ist, die Familie wieder vereint ist, herrscht Enge. Wenn Geld da wäre, würde er ausziehen. Der Vater zieht den Rauch der Brissago ein und blättert versunken im *Grütli* an. Bestimmt sucht er nach Agenturberichten von Wolff und Havas. Seit er seine neueste Verschrobenheit entwickelt hat, täglich den Frontverlauf mithilfe der Zeitungsnachrichten auf einer Karte nachzuzeichnen, ist er manchmal sogar etwas gesprächiger. Dauernd will er mit Fritz und Ernst über den Krieg diskutieren, versucht des Langen und Breiten die Überlegenheit der deutschen Unterseeboote oder den baldigen Zusammenbruch der Ostfront unter Beweis zu stellen.

Während Fritz sich am Waschbecken auf der Kommode Gesicht und Hände wäscht, hat Walti sich wieder den Murmeln zugewandt. Max, der

Zehnjährige, erledigt am Küchentisch die Hausaufgaben, schaut kurz auf, wendet sich aber sofort wieder seinen Rechnungen zu. Ein Bauer, so steht es im Buch, liefere während zehn Wochen täglich 30 Liter Milch in die Milchhütte. Wie hoch sein Guthaben nach dieser Zeit sei, wenn ihm pro Liter zwanzig Rappen gutgeschrieben würden.

Mit hochrotem Kopf steht die Mutter am Herd und rührt im Kochtopf. Es fällt ihr nicht leicht, täglich ein einigermaßen anständiges Essen auf den Tisch zu bekommen. Sparsames Kochen und Restenverwertung empfiehlt der Frauenverein. Das Problem sei das frühere «Vielessen», liess das Ernährungsamt verlautbaren, deshalb würde sich bei vielen das Sattsein nicht einstellen, obwohl sie genügend gegessen hätten. Jeder erteilt gute Ratschläge, aber es braucht keine amtliche Statistik, um festzustellen, dass die Rationen kleiner geworden sind.

Man solle aufpassen, das Essen sei gleich fertig, ertönt Mutters Stimme aus der Küche. Erst als sie ihre Aufforderung wiederholt, erfolgt langsam eine Reaktion, übernimmt Ernst, der aus dem Zimmer getreten ist, das Amt, und bald ist das Scheppern der Teller, Gabeln und Messer auf dem rot-weiss karierten Wachstumstuch zu hören. Manchmal vielleicht ein bisschen sonderbar, aber eigentlich ist der um ein Jahr jüngere Ernst ganz in Ordnung, immerhin ist aus ihm ein tüchtiger Sanitär-Handlanger geworden.

Ob er ihm bei der Rechenaufgabe helfen könne, er komme nicht weiter, wendet sich Max an den Vater. Unwillig schaut dieser von seiner Zeitung auf, liest die Aufgabe und beginnt zu wettern, das alles sei dummes Zeug, völlig am Leben vorbei. Kein Bauer liefere noch für zwanzig Rappen Milch ab, mindestens fünfundzwanzig verlangten sie. Die wüssten, wie man abkassiere. «Die Dummen und die Betrogenen sind wir.»

Für einmal muss die Mutter dem Vater recht geben, 31 Rappen koste der verbilligte Liter im Laden und eine sechsköpfige Familie erhalte nur zwei Liter pro Tag, bereits werde gemunkelt, dass ab November die Preise nochmals angehoben werden. Es ist aufreibend, ständig billigen Angeboten hinterherzujagen, bei der Kartoffelabgabe anzustehen oder bei der

Kriegsnot um Unterstützung zu betteln. Während der Vater bereits am Tisch Platz nimmt, nutzt Max die Gelegenheit, Walti ins Schienbein zu treten, für vorhin, als er, ohne zu fragen, den Bleistift genommen habe. Walti weint und schreit, er werde es ihm heimzahlen.

«Ruhe!», fährt der Vater dazwischen. «Hat man denn nie seine Ruhe?»

Schon wieder Gerstensuppe, Weisskraut und Kartoffeln, ein paar Speckwürfel schwimmen darin. Walti rümpft die Nase, traut sich aber nichts zu sagen. Wichtig sei einfach, möglichst viel zu essen, hat ihnen der Lehrer in der Schule gesagt, so viel Fett wie nur möglich.

Während die Mutter das Essen schöpft, beginnt der Vater über die Truppenstärken an der Marne-Front zu referieren. Niemand hört zu, niemand hat Lust auf eine Diskussion, sodass die Mutter eine Atempause nutzt, um die Hände zu falten und zum Tischgebet anzusetzen: «Segne, Vater, diese Speise, uns zur Kraft und dir zum Preise. Wir danken dir dafür.» – «Amen!», rufen Walti und Max wie aus der Pistole geschossen. Das Scheppern der Löffel beginnt, ansonsten tritt Ruhe ein, einzig durchbrochen von Vaters Schlüpf- und Schmatzgeräuschen.

Jeden Tag hat die Mutter Neuigkeiten vom Hindernislauf durch die Läden zu berichten, erneut hätten die Speisefette aufgeschlagen, sogar für angefaulte Früchte wollte der Konsumverein noch 55 Rappen. Aber auf dem Nachhauseweg habe sie heute Glück gehabt, bei der Huber an der Ecke habe sie noch günstige Kartoffeln und Gerste ergattert.

Enttäuscht schaut Walti auf seinen Teller, er überlegt einen Moment, ob er reklamieren soll, dass Max mehr bekommen habe. Nach einem Blick zum Vater lässt er es bleiben.

«Salz», murrte der Vater, «die Suppe ist fade».

«Die Krämerin», fährt die Mutter fort, während sie dem Vater das Salz reicht, «hat sich wieder einmal furchtbar über die abgefeimten Herrschaften aus Galizien aufgeregt. Die Polizei schaue nur zu, wie sich das jüdische Schmarotzerpack auf Kosten der tüchtig Arbeitenden ein Vermögen er-

schleiche. Man hätte sie schon längst am Schlawittchen nehmen und an die Grenze stellen müssen.»

«Unsinn, das sind nur Ablenkungsmanöver», fährt Fritz dazwischen. «Auf einmal sollen Ausländer und Juden an allem schuld sein. Es sind ehrenwerte Schweizer Firmen, die die Neutralität ausnutzen und fette Kriegsgewinne einstreichen, und es sind bürgerliche Politiker, die diese Schweinereien ermöglichen.»

Hastig schiebt sich Max den ersten Speckbrocken in den Mund. «Was für ein Mist», knurrt der Vater. «Natürlich haben wir zu viele Ausländer. Die hocken auf der faulen Haut und futtern unser Fressen. All die Fahnenflüchtigen und Dienstverweigerer, die sich bei uns herumtreiben. Die wollen wir nicht.»

Niemand antwortet. Statt fremdenfeindliche Reden zu schwingen, sollte er sich lieber um seine Familie kümmern und weniger trinken, denkt Fritz. Diskutieren mit ihm ist zwecklos, es bringt nichts, sich den Feierabend mit einem unnützen Streit zu verderben.

«Ja, unsere knappen Nahrungsmittel futtern sie», poltert der Vater weiter. «Zum Beispiel der Münzenberg, der drückt sich vom Militär, spielt hier den Maulhelden und verdreht den Jungen die Köpfe.»

«Fang nicht damit an», unterbricht Fritz nun doch genervt seinen Vater. «Der verdreht niemandem den Kopf, der getraut sich zu sagen, was Sache ist. Im Gegensatz zu den elenden Duckmäuser-Grütlianern, die irgendwo auf einem Pöstchen hocken und nichts tun.»

«Du hast mir das Haushaltsgeld der letzten Woche noch nicht gegeben», nutzt die Mutter die eingetretene Pause. Lange hat sie sich überlegt, wann der günstigste Augenblick sei, um die Tatsache anzusprechen, dass kaum noch Geld in der Haushaltskasse ist. Umständlich kramt der Vater 26 Franken hervor und hält die Noten und Münzen der Mutter vor die Nase.

«Ist das alles? Du weisst genau, dass dies nicht reicht – wo ist der Rest?»

«Es hat nicht mehr gegeben, letzte Woche.»

«Lüg nicht! Womit soll ich den Mietzins bezahlen, wir brauchen dringend Gas und beim Milchhändler können wir nicht länger anschreiben las-

sen. Wo ist das Geld? Warst du etwa wieder» – «Mir reicht's!», brüllt der Vater, dessen Gesicht rot angelaufen ist. «Dieses dauernde Gezänke hält ja kein Mensch aus!» Er schleudert seinen Löffel auf den Tisch, stampft zur Türe, packt seinen Tschopen und den Hut. Sekunden später knallt die Wohnungstüre ins Schloss.

«Nichts von dem, was er versprochen hat, hat er gehalten», durchbricht die Mutter deprimiert das Schweigen. «Auf dem Bauernhof in Wohlen war es zwar streng, aber wir hatten wenigstens genug zu essen.»

Fritz versteht die Mutter. Die ewigen Geldsorgen, die Herumzieherei, die Trunksucht des Vaters sind nur schwer zu ertragen. Bereits einmal war sie ausgezogen, im Frühjahr 1914, als sie mit den beiden Jüngeren zu einer Schwester des Vaters nach Wohlen bei Bern flüchtete. Zuerst täuschte der Vater den Gleichgültigen vor. Doch bald schrieb er ihr Briefe, bat sie innig, zurückzukommen, bis sie sich im letzten Frühjahr erweichen liess. Sie ist eine tüchtige Frau, am Zürichberg spetten gehen und auf dem Pflanzplatz Kartoffeln und Gemüse anpflanzen, das macht ihr nichts aus. Nur wenn sie stundenlang für die Kriegsnotunterstützung anstehen oder den Vermieter um einen weiteren Aufschub bitten muss, würde sie vor Scham am liebsten im Boden versinken. Ohne zu jammern, hält sie den Betrieb einigermassen aufrecht. Schon zweimal musste sie den Milcher und den Krämer um Stundung bitten, das ist ihr nicht leicht gefallen. Ohne seinen Bruder Ernst und ihn würde es nicht gehen, jede Woche geben sie, ohne zu murren, den grössten Teil ihres Verdienstes ab.

Sie müsse ihr Los nicht einfach hinnehmen, versuchte Fritz seiner Mutter schon oft zu erklären. In den Versammlungen würde sie sehen, dass Tausende gleich leiden müssen, könnte sie durch Solidarität neuen Mut schöpfen und mit Gleichgesinnten für eine bessere Zukunft kämpfen. Traurig lächelnd hat sie ihn jeweils angeschaut, so, als verkünde er eine mysteriöse Botschaft aus dem Jenseits.

«Ich muss gehen!», sagt Fritz nach einem Blick auf die Küchenuhr, rückt den Stuhl zurecht und hastet zur Türe.

«Fritz, ich mache mir Sorgen um dich, du gehst fast jeden Tag an irgendeine Versammlung oder Demonstration. Was machen wir, wenn dir gekündigt wird? Du weisst, was der Arbenz von eurer Organisation hält. Wir brauchen dein Geld.»

«Keine Sorge, ich pass schon auf!» Und schon ist er durch die Türe verschwunden.

Ohne nach links und nach rechts zu schauen, biegt Fritz in die Zollstrasse ein. Verantwortungslos, wie der Vater das Haushaltsgeld im Wirtshaus verprasst. Dabei hätte er Arbeit. Seit ein paar Wochen kann er dank seiner Vermittlung bei Arbenz Hilfsarbeiten erledigen. Dies war gar nicht so einfach zu bewerkstelligen, denn Metaller findet man im Moment genug, aber der Vater wollte keinesfalls auf dem Bau oder in der Landwirtschaft arbeiten. Leider ist er für nicht viel zu gebrauchen. Der Chef hat ihm schon einige Male gedroht, er müsse ihm kündigen, wenn er seine Arbeit nicht zuverlässiger verrichte.

Je mehr er sich dem Bahnhof nähert, desto mehr Volk befindet sich auf der Strasse. Nur langsam kann er sich mit seinem Fahrrad zwischen den heimkehrenden Männern, Körbe tragenden Frauen und auf der Strasse spielenden Kindern hindurchschlängeln. Erst als er auf der Zollbrücke die Sihl überquert, wird es besser. Nach dem Landesmuseum biegt er vor der Walchebrücke in den Bahnhofquai ein. Vielleicht würde er die Abende ebenfalls mit zwielichtigen Kollegen im Wirtshaus verbringen, hätte er nicht die Jugendbewegung kennengelernt und im Klassenkampf einen neuen Lebenssinn gefunden.

Als Hans noch da war, hat sich der Vater mehr zusammengerissen. Der hat ihm ins Gesicht gesagt, wenn er nach Alkohol gestunken hat. Aber seit zwei Jahren verbringt der ältere Bruder die meiste Zeit im Militärdienst, zuerst in der Rekrutenschule und jetzt an der Grenze. Der arme Kerl. Seit Monaten in einem jurassischen Dorf, hockt tagelang mit dem Feldstecher

oder dem Scheren-Fernrohr hinter einem Bretterverhau und vertut seine Abende im Wirtshaus oder in der Soldatenstube. Die Feldpostbriefe tönen oft niedergeschlagen, immer die gleiche Dienstroutine, Schiess- und Gefechtsübungen, ständiges Wacheschieben. Und dann der blödsinnige Drill, auf den der Preussengeneral so grossen Wert legt, und des Nachts der schmerzende Rücken auf dem Strohlager.

Ob sie eigentlich keine Augen im Kopf habe, ein verdammtes Weibsbild sei sie, schreit ein Kutscher einer unachtsamen jungen Frau hinterher. Wild weiterfluchend bimmelt er mit der Glocke und versucht gleichzeitig durch das Ziehen an der Zügelleine, sein Ochsengespann zum Einbiegen auf die Bahnhofbrücke zu bewegen. Mühsam quälen sich die Tiere mit ihren schweren Bierfässern um die Kurve.

Die Frau taumelt über die Strasse, muss sich am Brückengeländer abstützen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Mit aller Kraft am Bremsgestänge ziehend, bringt Fritz sein Rad zum Stillstand: «Alles in Ordnung?»

«Ja, ich bin nur etwas erschrocken! Ach, Sie sind es! So trifft man sich wieder», antwortet das blasse Mädchen mit den graublauen Augen, das ihm am Nachmittag im Jelmoli die Mütze verkauft hat.

Fritz steigt vom Rad und lehnt sich ans Geländer. «Mützen verkaufen ist wahrscheinlich einfacher, als in Zürich eine Strasse zu überqueren. Übrigens, ich bin Fritz, unter Genossen sagt man sich du.» Er streckt Marie die Hand hin.

«Ich bin aber keine Genossin.»

«Was nicht ist, kann ja noch werden!»

Marie senkt ihren Blick und gibt ihm zu verstehen, dass sie ihren Weg fortsetzen möchte.

«Wie ist dein Name?»

«Marie», antwortet sie zögerlich und drückt kurz seine ausgestreckte Hand. Hastig setzt sie sich wieder in Bewegung und Fritz ergreift sein Fahrrad, um sie über die Brücke zu begleiten, während vom Limmatquai

her die eindringliche Stimme eines Zeitungsverkäufers die Einnahme Rigas durch die Deutschen verkündet.

«Danke fürs Helfen, ich war in Gedanken versunken und hab' nicht aufgepasst. Ich muss mich noch an den Verkehr und die Umgangsformen in der Stadt gewöhnen.»

«Rüpel gibt's überall. Ich werde meine Mütze nächste Woche abholen. Bis dann!», sagt Fritz, steigt auf sein Rad, winkt kurz und fährt dem Limmatquai entlang davon.

Vorsichtig überquert Marie den Leonhardsplatz, kehrt in Gedanken zum Brief zurück, den sie gestern von ihrer Mutter erhalten hat. Sie könne im Moment viel Näh- und Flickarbeiten ausführen, doch es fehle an allem. Der Bruder müsse für den Winter dringend ein Paar Schuhe haben, das Sohlen der alten würde sich nicht mehr lohnen. Woher sie aber das Geld nehmen solle, wisse sie beim besten Willen nicht. Marie sind diese Briefe unangenehm. Seit ihrem Weggehen versucht sie, ihr schlechtes Gewissen zu beruhigen. Für alles kann sie nun mal nicht schauen, schon dreimal hat sie Geld nach Hause geschickt, und ein Paar Männerschuhe kann sie nicht einfach aus dem Ärmel zaubern.

Ab sofort seien Teigwaren rationiert, teilt das Kantonale Ernährungsamt auf einem Plakat im Schaufenster der Spezereihandlung mit. Die Zuckerration werde für den Monat September ausnahmsweise auf ein Kilogramm pro Person erhöht, verbunden mit der dringenden Bitte, die Gelegenheit zum Einmachen von Obst zu nutzen. Ein schwieriger Winter stehe bevor, wer jetzt nicht vorsorge, werde es später bitterlich bereuen.

Marie stellt sich in der Kolonne an, um ein paar Esswaren zu ergattern und die Buttermarken einzulösen. Kaum hat sie den angenehmen Geruch der Kaminwürste eingesogen, bricht ein Gezänk los: «Nein, ich gebe Ihnen keine Kartoffeln», fährt die Krämerin die Kundin am Ladentisch an. «Holen Sie diese dort, wo Sie die anderen Lebensmittel kaufen. Das wäre ja

noch schöner; von meinen günstigen Preisen profitieren und den Rest anderswo kaufen. Sie können nicht meinen Kunden die Kartoffeln wegessen.» Sie lasse sich das nicht gefallen, kreischt die Kundin, sie könne doch Kartoffeln kaufen, wo sie wolle. Ob denn ihre Kinder einfach verhungern sollen?

Unter den Frauen beginnt eine wüste Keiferei, die sich rasch zu einem Handgemenge entwickelt, bis eine ältere Dame einen Polizisten zu Hilfe ruft, der gerade am Laden vorbeieilt. Gelangweilt hört sich der Uniformierte die Standpunkte der beiden Streitparteien an. Er könne nichts machen, wenn sie ihren Spinat anderswo kaufe, müsse sie halt schauen, dass sie dort ihre Kartoffeln bekomme. Überdies sei die Kantonspolizei für solche Angelegenheiten nicht zuständig, da müssten sie sich an die Kollegen der Stadtpolizei wenden.

In dieser Stadt müsse man arm sein, dann werde einem die Unterstützung nachgeworfen; Kriegsnot-, Mietnot- und Bedürftigenunterstützung, vergünstigte Abgabe von Lebensmitteln und Brennmaterial. Aber was sei mit ihnen, schimpft die Abgeblitzte, sie arbeite genau so hart für ihren Lohn, und sie bekämen nichts zu beissen. Wie eine Furie stürmt sie aus dem Geschäft.

Als Marie endlich an der Reihe ist, kehrt die Ladenbesitzerin zu ihrer übertrieben hohen Geschäftsstimme zurück: «Nein, die Buttermarken können Sie heute nicht einlösen, Fräulein Weisshaupt. Noch immer ist die Lieferung aus dem Thurgau nicht eingetroffen. Aber ich könnte Ihnen dafür einen Teil Ihrer Speisefettmarken abnehmen. Ausserdem sind heute Tilster, Brot und Birnen zu haben.»

So muss sich Marie mit dem Speisefett begnügen. Einkaufen ist zur Zeit kein Vergnügen, bedeutet Schlange stehen, Geduld haben, sich mit weniger begnügen, als man gerne hätte. Meistens besteht keine Wahl, man muss nehmen, was vorhanden ist. Greift man heute nicht zu, weiss man nicht, ob's morgen noch im Gestell steht.

«Sind wir uns nicht letzte Woche an der Bahnhofstrasse begegnet?», spricht der Kantonspolizist Marie vor dem Laden an.

Richtig, nun erinnert sie sich auch an den Schnauzbärtigen, der sich so über die Jungen aufgeregt hat – jetzt steht er in einer marengoschwarzen Uniform vor ihr und tippt mit den Fingern an seinen Ceinturon. Ein grosser, kräftiger Mann, wird wohl schon gegen die Dreissig sein. Er stellt sich, während er seine rechte Hand zum Gruss an sein Käppi legt, als Polizeiwachtmeister Steiner vor.

«Wohnen Sie hier in der Nähe? Darf ich Sie ein paar Schritte begleiten?»

«Nicht nötig, ich wohne nicht weit von hier», stottert Marie und wendet ihren Blick zur Seite. Sie spürt, wie er seine Augen auf sie richtet, sie mustert. Dann fährt er fort: «Leider keine Seltenheit, diese Streitigkeiten. Die Leute sind nervös, verstehen die Anordnungen der Behörden nicht, haben Angst, benachteiligt zu werden. Natürlich haben wir alle wenig zu essen, aber bis jetzt ist noch niemand verhungert. Nach Ihrem Akzent zu urteilen, scheinen Sie aus der Ostschweiz zu kommen. Wohnen Sie schon lange hier?» «Noch nicht so lange.» «Und darf ich fragen, wo Sie arbeiten?» «Im Jelmoli.»

«Jelmoli», wiederholt der Wachtmeister, während sie die Strasse überquert. «In diesem tollen Glaspalast. Mein Büro befindet sich ganz in der Nähe, auf der anderen Seite der Sihl, neben der Militärkaserne.» Er arbeite bei der Kriminalpolizei, sei unter anderem für die Bekämpfung des Waren- und Lebensmittelwuchers zuständig. Schweigend geht Marie neben Steiner her, räuspert sich ab und zu oder bestätigt ihn mit einer Kopfbewegung.

«Da sind wir schon», unterbricht ihn Marie.

«Falls ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann in dieser fremden Stadt, melden Sie sich einfach, ich wohne nur ein paar Strassen weiter, Hirschengraben 62. Schönen Abend – habe ich Ihren Namen im Laden richtig gehört – Fräulein Weisshaupt?»

Marie nickt, verabschiedet sich und verschwindet im Hausgang. Auf ihrem Bett findet sie einen Feldpostbrief, den ihr die Vermieterin hingelegt hat. Sie betrachtet das Couvert, in umständlicher Schrift ist ihr Name dar-

auf geschrieben. Sie zögert, öffnet den Umschlag und faltet das gelbliche Papier auseinander:

Innigst geliebte Tochter,

wir haben nach langer Zeit wieder einmal ein paar Ruhetage erhalten, und ich habe Zeit, Dir zu schreiben. Mir geht es soweit gut. Doch unser Leben ist hart. Wochenlang mussten wir in unseren Stellungen bei Ypern ausharren, fast täglich gab es Artilleriefeuer des Feindes. Zwei Jahre bin ich schon hier und und wie Du weisst, habe ich bis jetzt nur einmal Urlaub bekommen. Das Essen ist sehr eintönig. Oft gibt es zähes Fleisch mit Brot und dazu die ewig gleiche Erbsenkonservensuppe. Aber ängstige Dich nicht. Der Krieg fordert nun mal von jedem grosse Opfer. Zeige auch Du Dich Deinem Vaterland würdig und stehe Deiner Mutter und Deinem Bruder bei. Ich hoffe, dass ich bald wieder nach Hause zurückkehren und Euch alle wiedersehen kann.

Dein Papa.

PS: Ich würde gerne erfahren, wie es Dir geht, ich denke oft an Euch.

Marie legt den Brief beiseite. Auf dem Weg in die Küche wechselt sie im Vorbeigehen ein paar Worte mit Fräulein Stähli, die in der Stube seit Wochen Socken für die Soldaten an der Grenze strickt. Als Marie vor ihrer Kartoffelsuppe und dem schwarzen Kaffeeersatz sitzt, wandern ihre Gedanken zu Anna Wasers Geschichte. Warum nur geht ihr deren Schicksal so nahe? Das Buch, das sie vor ein paar Wochen in der Pestalozzibibliothek ausgeliehen hat, ist zu einem ständigen Begleiter geworden. Ist es dieses Wechselbad der Gefühle, das man erlebt, wenn man als Frau in eine fremde Stadt verpflanzt wird? Wie sehnte sie sich danach, endlich auf eigenen Beinen zu stehen. Und nun, wo sie es geschafft hat, muss sie ständig gegen das Heimweh ankämpfen. Wie staunt sie über Annas Stärke, bewundert sie deren Begabung. Schon mit dreizehn Jahren versetzte sie mit einem vollendeten Selbstbildnis die ganze Umgebung in Erstaunen. Als sie der Vater mit vierzehn Jahren nach Bern zu einem der besten Schweizer Maler in die Lehre schickte, gelang es ihr, sich überall Achtung und Respekt zu ver-

schaffen. Bis ihr Leben diese tragische Wende nahm. Als Marie das Licht löscht, weiss sie, dass ihr eine lange Nacht bevorsteht.

Als Fritz in das verrauchte Hinterzimmer am Eingang der Predigergasse tritt, sitzen bereits zwei Dutzend Menschen an ihren Tischen und unterhalten sich miteinander. Kaum jemand nimmt Notiz von ihm. Er setzt sich auf einen freien Stuhl, braucht etwas Zeit, um sich an den Tabakgeruch und das Gemisch der Ausdünstungen zu gewöhnen. Ein kurzes Kopfnicken, ein Hallo, nach und nach wird er vom einen oder andern begrüsst. Notizheft und Bleistift bereit, wartet er ab, was es am heutigen Abend zu diskutieren gibt.

Wie jeden Montag hat sich im *Weissen Schwänli* ein bunt zusammengewürfelter Haufen zusammengefunden, Sozialisten unterschiedlichster Richtung, deren einigendes Band einzig in der gemeinsamen Ablehnung der offiziellen Sozialdemokratie besteht. Mit andachtsvollem Respekt betrachtet Fritz den charismatischen Mann mit der runden Brille, der seelenruhig an seinem Schnäuzchen nestelt und wartet, bis die letzten Teilnehmer eingetreten sind; Arbeiterarzt Fritz Brupbacher. Heute mögen es gegen dreissig Personen sein, die sich zur Versammlung eingefunden haben. Eine Anmeldung ist nicht nötig, wem es nicht passt, bleibt bald einmal weg. Einzige Bedingung: Neue Teilnehmer müssen von bisherigen vorgestellt werden. Auf diese Weise will Brupbacher verhindern, dass sich Spitzel in die Runde einschleichen können.

Punkt acht Uhr legt er seine Taschenuhr auf den Tisch und begrüsst die Teilnehmer. Nein, es sei kein gewöhnlicher Kurs, wiederholt Brupbacher gleich zu Beginn. Niemand solle einfach zuhören, jeder könne seine Meinung frei äussern. Die Arbeiterbewegung benötige nicht nur Kämpfer und Propagandisten. Befreiung der Arbeiter bedeute mehr, bedeute, sich aus der Verkrüppelung zu befreien und die eigenen geistigen Fähigkeiten zu entfalten.

«Wissensdrang und Erkenntnis sind stets antiautoritär, untergraben Machtstrukturen und bedrohen Privilegien. Wenn Menschen geistig wachsen, beginnen sie sich unweigerlich ihrer Fesseln zu entledigen. Keine gehorsamen Parteisoldaten, sondern revolutionäre Persönlichkeiten benötigt das Proletariat. Deshalb befassen wir uns hier mit Dichtung, Soziologie und Psychologie. Damit wird das Beste aus dem Menschen herausgekitzelt, und er wendet sich höheren Zielen zu. Wie die Hefe im Sauerteig beginnt er so, seine gesellschaftszersetzende Wirkung zu entfalten.»

Brupbacher übergibt das Wort dem Genossen Rast, der zum Thema «Enthusiasmus» das Einstiegsreferat hält. Bacchantinnen würden im Drama von Euripides die Verehrerinnen von Dionysos, dem Gott des Rausches, genannt. Aus Rache, weil man in seiner Geburtsstadt Theben seine Göttlichkeit nicht anerkannt habe, habe Dionysos die Frauen der Stadt in einen orgiastischen Rauschzustand versetzt, in einen Zustand, der das vernünftige Handeln ausser Kraft setze. Dieses Unkontrollierbare im Menschen sei jedoch nichts Negatives, ganz im Gegenteil, es gehöre zum Menschsein. Da es jedoch für die Mächtigen eine Bedrohung bedeute, habe man mit allen Mitteln versucht, es zu unterdrücken. Am Gründlichsten sei dies bei der Verteufelung des Sexualtriebs gelungen, wo man eine völlig natürliche menschliche Funktion mit Scham und Schmutz bedeckt habe.

Das Wilde, Unkontrollierbare sei für die menschliche Gesellschaft wichtig, denn das Entfesselte, ausser Kontrolle Geratene, reproduziere nicht nur, sondern bringe Neues hervor. Wer stets furchtsam alle Vor- und Nachteile abwäge, könne nichts Neues schaffen. Die Angst bestimme sein Handeln, wie bei einem Schwimmer, der sich minutenlang mit Wasser benetze, bis er den ersten Fuss eintauche.

Diese spriessende Kraft im Menschen, das völlige Aufgehen in einer Sache, nenne man Enthusiasmus. Durch ihn liessen sich die Barrieren der Vernunft überwinden und Kräfte entfesseln, mit denen man die alte Welt aus den Fugen heben könne. Nietzsche habe dieses dionysische Prinzip in

der *Geburt der Tragödie* beschrieben. Die Jugend habe einen viel stärkeren Drang ins Ungebundene, Rauschhafte, ins Form-Zerstörende. Die Jugend sei zu wahrem Enthusiasmus fähig, auf sie müsse man bauen, wenn man die Ketten des kapitalistischen Gefängnisses sprengen wolle. Wahre Revoluzzer seien immer Enthusiasten.

Nachdem Rast sein Referat beendet hat, wird längere Zeit heftig diskutiert, ob nicht auch ältere Sozialisten zum Enthusiasmus fähig seien und wie man sich zu einem Enthusiasten entwickeln könne.

Als Brupbacher das Wort ergreift, beruhigt sich die angeregte Diskussion. Wenn die Revolution dereinst Erfolg haben solle, dann müsse man die psychologischen Momente im Menschen berücksichtigen, der Mensch sei mehr als ein rationales Wesen, unbewusste Triebe und Emotionen würden ihn bestimmen. Jeder Mensch sei zu enthusiastischen Gefühlen fähig, die jedoch leider auch fehlgeleitet werden könnten.

Brupbacher erinnert an das tragische Beispiel des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Ludwig Frank, den er persönlich gekannt habe, und der, fast auf den Tag genau drei Jahre zuvor, in den Kämpfen um Lunéville «gefallen sei», wie man das elendigliche Kriechen auf dem Schlachtfeld euphemistisch nenne. Noch im Mai 1913 habe sich Frank für die Friedenskonferenz in Bern starkgemacht, sei bis kurz vor Kriegsbeginn für eine Verständigung eingetreten, um dann in den ersten Augusttagen nicht nur für die Kriegskredite zu stimmen, sondern sich noch, welche Dummheit, freiwillig zur Armee zu melden. Sein fehlgeleiteter Enthusiasmus machte ihn blind, vielleicht glaubte er tatsächlich, dass seine parlamentarische Immunität ihn vor den französischen Schrapnells und den Maschinengewehren schützen könnte. Er bezahlte seinen Irrtum einen Monat nach Kriegsbeginn mit dem Leben. Er wollte ein Held sein und endete als Narr.

Sofort entbrennt eine heftige Diskussion, ob man bei diesem Beispiel von Enthusiasmus sprechen könne, wann Enthusiasmus fehlgeleitet sei, was revolutionärer Enthusiasmus ausmache und warum Menschen gegen ihre eigenen Interessen handeln. Mitunter geht es heftig zur Sache, spre-

chen zwei, drei Personen durcheinander, bis sich das Gespräch wieder beruhigt. Man lässt jeden zu Wort kommen. Fritz Einiger liebt solche Debatten, noch nicht lange ist es her, als sich bei ihm die Bildung auf das beschränkte, womit er in der Schule gefüttert wurde. Die Schlachten der Eidgenossen konnte er der Reihe nach mit den Jahreszahlen aufsagen: Morgarten, Sempach, Näfels, St. Jakob, Murten und Marignano. Vaterländische Indoktrination habe nichts mit wahrer Bildung zu tun, hatte ihm einst Münzenberg erklärt, Bildung sei Volksbefreiung, führe dazu, dass er den Respekt vor den Autoritäten und Gebildeten ablege, Zusammenhänge herstelle und sich so der Funken der Rebellion entfachen könne.

«Enthusiasmus für den Krieg ist ein fehlgeleiteter Enthusiasmus», versucht Genosse Meyer das bisher Gesagte zusammenzufassen. «Man konserviert dabei anachronistische Männlichkeitsideale, die in einem modernen Maschinenkrieg völlig überholt sind. Die Geschosse, die vom Himmel fallen, machen keine Unterschiede mehr, ob Held oder Feigling, Soldat oder Korporal, Sozialist oder Christ; unterschiedslos werden alle ins Jenseits befördert.»

Seit einem Dreivierteljahr verkehrt Fritz bei den «Schwänlianern», wie die Teilnehmer dieser Diskussionsrunde genannt werden. Seine Besuche sind allerdings in den letzten Wochen seltener geworden. Brupbachers Ideen hat Münzenberg – früher selbst ein glühender Verehrer des Arbeiterarztes – als romantischen Kultursozialismus bezeichnet, es ist auch schon das Wort «Spinnbrüder» gefallen. Der Kampf könne nicht in düsteren Hinterzimmern, sondern nur auf der Strasse ausgefochten werden. Was zählt, sei die Propaganda, so wie es die russischen Studenten vorgelebt hätten, die auf Wissen und Bildung verzichteten, um revolutionäre Agitation auf dem Land zu betreiben. Was bringen Diskussionen zu Psychoanalyse oder Dostojewski den hungernden Massen? Strindberg, Tolstoi und Nietzsche, das sei bourgeoise Kultur, und ausserdem stehe Brupbacher dem Anarchismus Bakunins viel näher als dem dialektischen Materialismus von Karl Marx.

«Das geistige Fundament des Abendlandes ist durch Militarismus und Nationalismus verseucht, das Christentum und der Geist der Nächstenliebe liegen am Boden darnieder», wirft der Theologiestudent Fritz Lieb aus dem sozialreligiösen Kreis um Leonhard Ragaz in die Diskussion ein. «Wie ein Phönix aus der Asche wird sich aus den Trümmern das Neue erheben, auch Jesus hat auf den Ruinen des römischen Reiches die Wiege zum Reich Gottes gelegt. Wahre enthusiastische Gefühle sind nur im Verbund mit Gott möglich. Durch die geistige Erneuerung mit Gott wird das Böse im Sinne Hegels dialektisch in ihr Gegenteil verkehrt und auf eine höhere Stufe gestellt. Auf diese Weise wird das erlittene Leid zum Opferblut der Erlösung.»

Mehrere Teilnehmer setzen gleichzeitig zu einer Entgegnung an, sodass Fritz im allgemeinen Durcheinander nun auch akustisch gar nichts mehr versteht. Erst als es Hans Itschner gelingt, sich durchzusetzen, kann Fritz wieder einzelne Worte aus dem Stimmengewirr herausfiltern.

Itschners Stimme überschlägt sich beinahe, als er in den Saal hineinruft: «Enthusiasmus hin oder her, der Zeitpunkt zum Handeln ist gekommen! Aber der Bourgeoisie ist nur mit der Waffe in der Hand beizukommen. Unser Kampf ist der Kampf ums Ganze!»

Fritz stösst Itschners Phrasendrescherei ab, ein Luftmensch, ohne geregeltes Einkommen am Rande der Legalität. Mit seinem zerfahrenen Wesen reisst er ständig neue Sachen an, um sie nach wenigen Tagen wie faule Früchte fallen zu lassen.

«Revolutionäre Gefühle in die Arbeiter zu pflanzen, sie aufzupeitschen, das ist nur die eine Seite der Medaille, man könnte sagen, eine bloss expressionistische Tätigkeit», relativiert Brupbacher mit seiner ruhigen Stimme Itschners Worte. «Es ist ein Irrtum, zu glauben, dass Arbeiter bessere Menschen sind, die nach der Revolution klug und weise mit ihrer Macht umgehen. Jeder Arbeiter ist im Grunde seines Herzens ein Bourgeois.»

Nochmals bringen Genossen Einwände vor, dann ist es zehn Uhr. Unvermittelt bricht Brupbacher die Diskussion ab, vertagt die Fragen auf die

nächste Woche. Stühle werden gerückt, Gemurmel setzt ein, die meisten verabschieden sich und steuern dem Ausgang zu.

«Das Übliche, acht Krüge Löwenbräu!», ruft Brupbacher nach einem kurzen Blick in die Runde der Serviertochter zu. Der geistige Hochgebirgssclub von Ragaz gehe ihm auf die Nerven, meint Brupbacher im vertraueneren Kreis. «Eine Zeitlang glaubte ich, wir könnten zusammengehen, da wir beide gegen den Krieg sind. Aber die Ragaz-Leute beschäftigen sich zu stark mit dem Jenseits, uns geht es um das Diesseits, dieses müssen wir uns bewohnbarer gestalten.»

Die Gesichter hellen sich auf, als die Serviertochter die Bierkrüge in die Tischmitte stellt. «Auf die Revolution!», heisst der kurze Trinkspruch, bevor die Gesichter hinter dem Krug verschwinden und Ruhe eintritt.

Als sich Hans Itschner den Schaum vom Mund gewischt hat, wird Fritz unversehens von diesem attackiert. Warum er sich auf die Seite von Münzenberg geschlagen habe, der immer noch auf eine Aussöhnung mit den Parteibonzen hoffe? Der Bruch sei schon längst vollzogen, nun gelte es, sich zu entscheiden, für den revolutionären oder den revisionistischen Weg, dazwischen gäbe es nichts.

«Einiger, die Zeit der Träumereien ist vorbei, die Unzufriedenheit der Massen steigt von Tag zu Tag. Diese Not müssen wir nutzen, um das arbeitende Volk zur Herrschaft zu bringen. Es wartet auf das Zeichen zum Losbrechen. Wir stehen an einem welthistorischen Wendepunkt. Jeden Abend, wenn ich einschlafe, hoffe ich, dass es morgen losgeht, das Proletariat mit der Waffe in der Hand die Bourgeoisie entmachtet. Wir sind die revolutionäre Avantgarde, scheuen weder Barrikade noch Generalstreik. Wir müssen uns im letzten Gefecht gegen den Kapitalismus an die Spitze stellen, und die Frage kann einzig lauten: Bist du dabei, Einiger?»

Fritz stottert, er wolle keine Spaltung, man solle nicht unüberlegt handeln, es könne nicht jeder machen, was er wolle, es brauche Parteidisziplin

– Brupbacher eilt ihm zu Hilfe, warnt vor unüberlegter Betriebsamkeit.
Noch seien sie wenige und dürften ihre Kräfte nicht überschätzen.

Bis spät in die Nacht hinein wird weiterdiskutiert.

Marie liegt an diesem Morgen schon seit Längerem wach im Bett, wirre Gedanken schiessen ihr durch den Kopf. Er werde bestimmt zu Weihnachten zurück sein, hatte der Vater damals versichert. Nun nimmt der Krieg kein Ende, schon über zwei Jahre steht der Vater irgendwo in Belgien für seinen geliebten Kaiser im Feld. Kaiser und Vaterland fordern viel und geben wenig, ständig soll man seine Vaterlandstreue bekennen, natürlich am liebsten mit Geldbeträgen, Kriegsanleihen zeichnen: «Deutsche im Ausland! Bekennet Euer Deutschtum nicht durch Reden, sondern durch Taten!» Zudem wünscht Hindenburg zu seinem Geburtstag eine Gabe für Familien, Witwen und Waisen. Doch wo blieb der mildtätige Hindenburg, als bei der eigenen Familie die Not an die Türe geklopft hatte, wo war er, als sie ins Lehrerinnenseminar eintreten wollte?

Die kleine Toilette steht an. Gedankenversunken leert Marie das Wasser ins Waschbecken. Der Blick durchs Fenster gibt ein kurzes Stück Strasse frei, noch liegt Morgennebel über der Stadt. Konturen lösen sich aus dem Grau. Wohin wohl all die Gestalten in dieser Herrgottsfrühe unterwegs sind? – Womöglich sind es Katholiken, auf dem Weg in die Liebfrauenkirche zur Frühmesse.

Aus der Küche dringt der süssliche Geruch der Hagebutten, die sie gestern mit Fräulein Stähli beim Milchbuck gesammelt hat. Weichgekocht stehen sie auf dem Herd, werden bald durch ein Sieb zu Gelee gepresst. Eine anstrengende Arbeit. Einmachen, Vorräte anlegen ist das Gebot der Stunde, niemand weiss, was der nächste Winter bringen wird. Das Brot ist ab nächster Woche rationiert, doch wie steht es mit Obst und Gemüse? Das dürre Fräulein Stähli, die gute Seele, schon alt, aber von morgens bis abends auf den Beinen, strickt Socken und wäscht Kleider für die Soldaten an der Grenze, steht Schlange, um Notvorräte zu erwerben, schnürt Pakete für die Internierten. Ob es wohl je einen Mann in ihrem Leben gegeben

hat? Wenig deutet darauf hin. Wie bedrückend, denkt Marie, einmal als altes Jüngferchen sterben zu müssen.

Sich frisch machen, den Haarkranz flechten. Einen Moment zögert sie, bis sie ihre Hände ins kalte Wasser taucht. Wie sehnt sie sich doch nach der guten alten Kernseife. Die ist inzwischen zum Luxusgut geworden. Die Kriegsseife kratzt und riecht übel. Immerhin hat ihr die Hüni aus der Haushaltsabteilung verraten, wie man sie mit Waschpulver streckt und mit Kamillen, Schafgarben und Zinnkraut verfeinern kann. Vorsichtig fährt sie mit dem Waschlappen übers Gesicht, den ersten Kälteschock etwas abmildernd.

Das Mieder mit den Strumpfhaltern, Strümpfe aus echter Seide, beides als günstige Restware im Jelmoli erworben. Mit ihrer Hand fährt sie über das feine Gewebe, genießt den kostbaren Stoff auf ihrer Haut, rollt den Strumpf sorgfältig zusammen, schlüpft mit dem Fuss hinein und zieht ihn langsam dem Bein entlang hoch. Nur nicht beschädigen, ja keine Fallmaschinen. Umständlich befestigt sie den Halter am verstärkten Doppelrand des Strumpfes. Marie lächelt, warum soll sie sich nicht schön machen, sich ihrer Jugend erfreuen? Es ist Sonntag, da darf man doch etwas auf seinen Putz achten, die Bluse mit dem etwas weiteren Halsausschnitt aus der Schublade nehmen, das feine Kleid anziehen und sich den Filzhut auf den Kopf setzen. Mag sein, dass die Mutter die Stirn runzeln würde, wenn sie sähe, wie sie die vornehmen Sitten der Stadt angenommen hat. Doch was soll daran unrecht sein? Auch wenn sie von einer Ermässigung profitieren konnte, alles hat sie sich unter Entbehrungen erschaffen. Warum soll dies nur den feinen Damen zustehen?

Bereits geht der September zu Ende, und es ist noch immer nicht gelungen, genügend Kohle für den Winter zu beschaffen. Mehrmals stand Fräulein Stähli beim Kohlenhändler an. Als sie endlich an der Reihe war, die barsche Antwort: «Nein, nur für den eigenen Bedarf, für Untermieter ist keine

Zuteilung vorgesehen. Die Nächste bitte!» Ihr blieb nichts übrig, als wenigstens ihr bisschen Kohle auf dem Leiterwagen nach Hause zu karren.

Noch schnell den Brief an Mutter und Bruder erledigen. Tinte und Feder liegen bereit. Danke für euren Brief. Habe mich gefreut. Mir geht es gut, arbeite tüchtig, auch hier herrscht Not. Nein, «auch hier herrscht Not» will sie nicht schreiben, die haben genug eigene Sorgen. Also: Ihr Lieben, ich arbeite tüchtig, denke oft an euch. Dermassen aufgeregt müsste sie nicht sein, und doch; mal denkt sie das eine, dann wieder das andere. Wo war sie? – Ja, hoffe, dass ich euch mit dem Päckli eine Freude mache. – Eine Freude mache. Für den Schluss des Briefes reicht die Zeit nicht mehr. Morgen wird sie ihn fertig schreiben und das Paket mit den gestrickten Socken und den zwei Fünflibern für die Schuhe des Bruders gleich auf die Post tragen.

Bald wird Herr Steiner kommen. Ein Polizist, sicherer Verdienst. Trotzdem, seit heute Nacht weiss sie, dass er nicht der Richtige ist. War es Zufall, dass Herr Steiner vor einigen Tagen auf der Bahnhofbrücke stand, die Unterarme auf das Geländer gestützt? Wahrscheinlich eher nicht. Die Uniformknöpfe blitzten, als er sich umdrehte und unverzüglich auf sie einredete: «Wie schön, Sie zu sehen, Fräulein Weisshaupt, wie geht es Ihnen? Darf ich Sie ein Stück begleiten?» Verdutzt hatte sie ihn angeschaut, konnte kaum Atem holen, als er bereits weiterplauderte. Wie mild der Spätsommer sei, der Blick in die Schneeberge jetzt besonders prächtig, da der Tödi, dort der Glärnisch, dabei sein Gesicht unangenehm nah an ihres hielt, sodass sie seinen Tabakgeruch riechen konnte. Geekelt hat es sie. An der Seite des Uniformierten hat sie den Leonhardsplatz überquert. Wie die Leute sie angestarrt haben!

Dann die Frage vor ihrer Haustüre, ob sie ihn am nächsten Sonntag auf die Rennbahn begleite. Zwei Freikarten habe er im Polizeirevier erhalten. Von ihrem Zögern und dem verlegenen Hüsteln liess er sich nicht beirren, der berühmte Paul Suter sei am Start, ein Name, der ihr beim besten Willen

nichts sagte. Ihr fehlten die Worte, sodass nach und nach ihre Gegenwehr erlahmte. Jetzt weiss sie, sie hätte nein sagen sollen. Was denkt er sich eigentlich? Sie ist doch keine Züs Bünzlin, die sich allen Liebhabern wohlfeil anbietet, sie lässt sich doch nicht durch Geld und Uniform beeindrucken.

Kurz nach elf, das dumpfe Schlagen des Türklopfers. Marie zupft sich ein letztes Mal ihre Strümpfe zurecht, setzt sich den Hut auf und knöpft sich den Mantel zu. Wie huscht man eine Treppe hinunter, die quietscht? Was kann denn an dieser Verabredung schon unschicklich sein? Wie weicht man dem Blick aus der Küche aus? Beim Einmachen wird sie ihr wohl ein anderes Mal helfen können.

Vor der Türe steht Herr Steiner, sein Anzug edel, seine linke Hand auf den Gehstock gestützt. Während er ihr mit einem leichten Nicken eine rote Rose überreicht, dringt der Duft nach Kölnischwasser in ihre Nase. «Guten Tag, Sie sind aber pünktlich», lautet ihre Begrüssung. Das sei aber nett mit der Rose, sie werde sie noch schnell einstellen. Er nickt, es werde bald aufhellen, ein schöner Tag erwarte sie. Recht mild werde es bleiben, trotzdem empfehle er, sich genügend warm anzuziehen, denn sie würden den Nachmittag im Freien verbringen.

Bald sind sie zum Gehen bereit, zur Tramstation hinunter ist es nicht weit. Die Strassenbahn nach Oerlikon ist gut besetzt, am Schaffhauserplatz drängen sich noch mehr Leute ins Wageninnere, und vom Milchbuck an wird's richtig eng. Es ist erst das zweite Mal, dass sie Tram fährt. Mehrmals fordert der Kondukteur die Passagiere zum Aufschliessen auf. Nichts von sonntäglicher Ruhe, der Radsport zieht die Leute auf die Bahn. Für einen Moment Alltag und Elend vergessen. Was wünscht man sich in diesen Zeiten mehr als ein bisschen Zerstreung und Sorglosigkeit!

Vor den Eingängen der offenen Rennbahn in Oerlikon hat sich eine Warteschlange gebildet. Die heisere Stimme eines Zeitungsverkäufers ertönt, Sympathisanten der Sozialdemokraten, Grütlianer und Demokraten versu-

chen mit Flugzetteln, noch Unentschlossene für ihre National- und Ständeratskandidaten zu gewinnen.

«Fritz Platten und Hermann Greulich in den Nationalrat, Otto Lang in den Ständerat, wählt am 28. Oktober Leute, die es wagen, für eure Interessen einzustehen!», ruft ein älterer, sorgfältig gekleideter Mann mit vermürdetem Gesicht und schweißigen Händen in die Menge.

Die blauweisse und die rote Fahne mit dem weissen Kreuz wehen im Wind, eine Blaskapelle spielt auf, der Marsch *Alte Kameraden* erklingt im Oval des Velodroms, während die Besucher und die wenigen Besucherinnen sich zu ihren Sitzen begeben. Xaver Steiner und seine Begleiterin nehmen auf der Haupttribüne, direkt über der Ziellinie, Platz. Das Stadion ist voll besetzt, 5500 Personen, noch nie seit der Eröffnung vor fünf Jahren sind so viele Menschen in die Rennbahn geströmt. Aus der ganzen Stadt und den angrenzenden Dörfern sind die Leute angereist, um sich für ein paar Stunden zu vergnügen.

Enttäuschung breitet sich aus, als auf dem Startblatt Paul Suters Startnummer fehlt. Viele sind gekommen, um ihn zu sehen, ihn, den Schweizer, der sich vor niemandem zu verstecken braucht, ihn, der bereits die Züri-Metzgete, die Sachsen-Rundfahrt und das Hamburger Sechstagerennen gewonnen hat. Allmählich sickert durch, dass Schwierigkeiten bei der Ausstellung des Reisepasses seine Anreise aus Paris verhindert hätten und an seiner Stelle der jüngere Bruder Max, ein durchaus ebenbürtiger Fahrer, antreten werde.

Während die letzten Besucher sich auf ihre Plätze zwängen, nimmt die Jury auf dem Richterturm im Innern des Ovals Platz, und die sechzehn Fahrer ziehen langsam ihre Runden, um sich aufzuwärmen. Marie beobachtet die muskulösen Beine, während Steiner mithilfe des Handzettels die Startnummern studiert. Auf die Nummer vier gelte es aufzupassen, Ernst Kaufmann aus Oerlikon, ausserdem Leo Bohn aus Basel, allenfalls Marcel Lequatre, der Sieger von Romanshorn-Genf, zählen für ihn zu den Favoriten.

Plötzlich geht alles schnell, die Konkurrenten stellen sich in einer Reihe auf, der Startschuss ertönt, die acht Startfahrer nehmen das Rennen in An-

griff. Mit gekrümmten Rücken und nach vorne gestreckten Köpfen drehen sie ihre ersten Runden. Noch sind alle beieinander, hat noch niemand einen Angriff gewagt. Obwohl nur acht gleichzeitig auf der Piste sind, wirkt das Ganze für Marie unübersichtlich, denn bereits nach einigen Runden lassen sich die ersten von ihrem Partner ablösen. Im oberen Teil der Bahn holt einer der Fahrer Schwung, sticht hinunter, reicht dem Partner die angewinkelte linke Hand, worauf er mit aller Kraft nach vorne katapultiert wird, um etwas von dessen Geschwindigkeit zu übernehmen und das Rennen für ihn fortzusetzen. Alle paar Runden wiederholt sich dieses Schauspiel.

Bald sind die ersten zwanzig Runden gefahren, Kaufmann und Bohn gelingt es, sich etwas abzusetzen. An der Spitze entwickelt sich ein packendes Duell, auch Steiner steht auf und stimmt in die «Hopp-Hopp»-Rufe ein. Mehrmals prescht der eine am andern vorbei. Leo Bohn startet einen weiteren Angriff, steigt in der Kurve hoch, ist jedoch beim Herunterpreschen unaufmerksam, sodass sich das Vorderrad überdreht und er kopfvoran auf die Betonpiste geschleudert wird. Mit blutigen Schürfwunden bleibt er liegen, sich Kopf und Schulter haltend. Marie wendet sich ab. Nur mit Mühe können die nachfolgenden Fahrer ausweichen und einen Massensturz verhindern. Einen Schlüsselbeinbruch soll er erlitten haben, berichten anderntags die Zeitungen.

Die erste Wertung geht klar an Kaufmann. In der Mitte der Bahn zeigen Männer mit Tafeln den aktuellen Punktestand. Die kreisenden Flecken, die gleichmässig ihre Runden drehen, erinnern Marie an die Fliegerkarusselle aus der Spielwarenabteilung. An ihnen konnte sie sich kaum sattsehen. Am liebsten hätte sie mit dem Federschlüssel die Flieger endlos in Bewegung gehalten.

So viele Menschen, die rufen, schreien, so nah beieinander im Oval der Rennbahn versammelt. Eine ausgelassene Stimmung. Lange hat Marie nicht mehr so viele zufriedene Gesichter gesehen. Insbesondere Max Suter mit seinen kantigen Gesichtszügen hat es ihr angetan, wie er nicht aufgibt

und unentwegt versucht, den führenden Kaufmann zu attackieren, voller Bewunderung richten sich ihre Augen auf ihn.

Auch Steiner erlebt entspannte Stunden. In den letzten Wochen gab es wegen der Unruhen und Razzien viel Ärger. Besonders unangenehm die Hauskontrollen, die er seit der Einführung der Meldepflicht für Grossvorräte vornehmen muss. Nicht weniger als acht Fässer Olivenöl und zehn Kübel Speisefett kamen letzte Woche im Keller einer vornehmen Zürcher Familie in Hottingen zum Vorschein. Ellenlange Ausreden musste er sich anhören. Doch er liess sich nicht erweichen, erstattete pflichtgemäss Anzeige, worauf schon bald der Rechtsanwalt der Familie in seinem Büro stand und ihm mit schwerwiegenden Konsequenzen drohte.

Über mehrere Runden dauert das Duell zwischen Kaufmann und Suter, lange sieht Suter wie der sichere Sieger aus, aber Kaufmann gelingt es kurz vor dem Gong, erneut an Suter vorbeizuziehen. Nach eindreiviertel Stunden ist das Rennen entschieden. Einzig Max Suter ist es einige Male gelungen, den Routinier Kaufmann, der vorne weggezogen war, in Bedrängnis zu bringen und zu spannenden Sprints um Wertungspunkte herauszufordern. Das Publikum ist trotzdem begeistert, erhebt sich von den Sitzen und feiert die Helden der Betonpiste auf der Ehrenrunde mit stehenden Ovationen, besonders natürlich Kaufmann und seinen Kollegen Heimgartner, die bei sämtlichen Zehn-Kilometer-Wertungen den Sieg davongetragen haben. Höhepunkt der Veranstaltung bildet die Siegerehrung, bei der die beiden Gewinner von einer Dame in Zürcher Tracht den gravierten Zinnteller in Empfang nehmen dürfen.

Das Publikum drängt zu den Ausgängen. Steiner schlägt Marie vor, am Sternen Oerlikon noch eine Süssigkeit zu ergattern. Heute ist der letzte Tag, an dem Patisserie- und Confiseriewaren ohne Brotkarten erhältlich sind. Ab nächster Woche werden sie sich diese kaum noch leisten können.

Sie stellen sich in die Menschenschlange, die sich vor der Conditorei Joos an der Centralstrasse 18 gebildet hat. Alle würden vom Hungern und

fehlendem Essen reden, doch dies sei nicht das Problem, erklärt der Wachtmeister. «Zweihundertfünfzig Gramm Brot pro Tag sind nicht besonders viel, aber im Vergleich zu Deutschland und Österreich nicht wenig. Das Problem der Unzufriedenheit liegt anderswo.»

Marie beobachtet eine ältere Dame, die sich vordrängelt. «Ist wohl zu fein, die Dame, um wie die andern anzustehen», murrte es aus der Menge. «Dummes Zeug, ich warte schon genau so lange wie Sie», gibt diese zurück.

«Ich will es Ihnen an einem Beispiel erklären», führt Steiner seinen Gedanken fort. «Zehn Personen sitzen an einem Tisch, in der Mitte liegen zehn Butterbrote. Jeder ergreift eines, und alle sind zufrieden und satt. Auch bei sechs Butterbroten braucht noch niemand zu hungern, mag sein, dass einzelne murren, noch Appetit auf mehr hätten, aber man wird sich ins Unvermeidliche schicken. Unzufriedenheit entsteht erst, wenn einer in der Tischrunde ein ganzes Butterbrot erhält und die restlichen neun sich die übrigen fünf teilen müssen. Erst jetzt werden die neun Benachteiligten aufbegehren.»

An der Eingangstüre überfliegt Marie die Empfehlung des Kantonalen Ernährungsamts: «Gut gekaut, ist halb verdaut» steht in fetten Lettern auf dem Plakat. «Kauen Sie jeden Bissen Brot langsam und gründlich! Dann wird die Speise schon im Munde aufgelöst, und alle Nährteilchen werden der Verdauung erschlossen. Überwinden Sie das hastige Hinunterwürgen. Dies schont Ihre Zähne, den Magen und den ganzen Organismus.»

«So ist die Situation bei uns», führt Steiner noch immer aus. «Es herrscht Mangel, alle müssen sich einschränken, aber keiner muss wirklich hungern. Die Armen sind unzufrieden, nicht weil sie zu wenig erhalten, sondern weil andere mehr haben.»

Marie fällt auf, wie sich der Gesichtsausdruck der Leute, die wieder aus dem Laden her austreten, verändert. Wenn sie das Seidenpapier zurücklegen, ihre Zähne in die Süßigkeit drücken und den ersten Bissen verschlingen, ist das Nervöse, Ungeduldige unversehens einer Entspannung gewichen.

Wild gestikulierend unterstreicht Steiner die Bedeutung seiner Worte: «Jeder, der Besserung verspricht, wird bei den Benachteiligten gefeiert wie ein Held. Macht nichts, wenn alle wenig haben, wenn es nur gleich viel ist. Weil unsere Gesellschaft nicht so ist, braucht es die Polizei. Sie muss die Unzufriedenen in Schach halten und sich dafür beschimpfen lassen.»

«Dann wäre es wohl einfacher, man würde das Wenige gerechter verteilen», erwidert Marie.

«Das ist leider Gottes nicht so einfach, Fräulein Weisshaupt. Verstehen Sie, das ist die Gier im Menschen, die nach immer mehr strebt. Nehmen wir als Beispiel die Butter: Der Bundesrat hat Höchstpreise festgelegt, damit sie sich alle leisten können. Was ist geschehen? Niemand verkauft noch Butter an staatliche Stellen, alles fliesst in den Schwarzmarkt. So ist der Mensch: Jeder schaut zuerst für sich, sorgt sich um seine eigene Brut.» Wieder können die beiden zwei Schritte vortreten, was Steiner sofort tut, um Vordrängern keine Chance zu lassen.

Als sie endlich vor der Theke stehen, werden sie enttäuscht. Die meisten Süssigkeiten sind ausverkauft, Zehnerstückli und kleinere Torten gab es schon am Samstag keine mehr, Berliner und Hefeschnecken fehlen seit dem Mittag. Immerhin können sie sich ihren Sonntag noch mit zwei Spitzbuben versüssen.

Nachdem Marie ihren ersten Bissen genossen hat, dreht sie sich zu Steiner: «Warum haben Sie sich eigentlich an der Demonstration dermassen über die Jungen geärgert?»

«Weil sie gefährlich sind. Gefährlich für unser Land und unsere Ordnung. Es sind Taugenichtse, wirre Theorien haben ihnen den Kopf verdreht. Sie sind grössenwahnsinnig, dreist und haben nichts zu verlieren. Das alles ergibt eine hochexplosive Mischung.»

Marie konzentriert sich auf den Spitzbuben in Steiners gestikulierender Hand. Es wäre zu schade, wenn das letzte unrationierte Gebäck auf dem Boden landen würde. «Obwohl sie nur ein kleines Häufchen sind, stellen sie eine Bedrohung dar, da sie versuchen, die andern Arbeiter aufzuwiegen», ergänzt Steiner seine Gedanken.

«Ich denke, es ist Zeit», unterbricht ihn Marie, als sie den letzten Bissen hinuntergeschluckt hat. «Ich muss nach Hause, wir wollen am Abend noch Briketts für den Winter pressen.»

Fritz schliesst die Jacke, hängt den Brotbeutel über die Schulter und zieht die Türe hinter sich zu. In Gedanken versunken überquert er die Geleise und eilt, ohne sich umzusehen, der Langstrasse entlang. Er hat eine unruhige Nacht hinter sich. Mehrmals wurde er durch Max' Hustenanfälle geweckt. Sein Keuchhusten will einfach nicht besser werden. Fritz lag etliche Male wach im Bett, versuchte an nichts zu denken und einfach wieder einzuschlafen. Es gelang ihm nicht. Er hörte sein Herz pochen, kalter Schweiss tropfte von seiner Stirn. Diffuse Ängste, wie er sie als Kind gekannt hatte, quälten ihn.

Mit aller Kraft versuchte er Olgas kreischende Stimme und ihr verzerrtes Gesicht zu vergessen. Wie eine Furie war sie gestern an seinen Tisch gestürzt und hatte ihm eine Szene gemacht. Ihm war es peinlich. Was wollte sie von ihm? Er hatte nichts Unstatthaftes getan, wollte lediglich mit ein paar Genossen in Ruhe ein Bier trinken. Warum er ihr aus dem Weg gehe, hatte sie geschrien, warum er sie seit Wochen nicht mehr beachte. Das habe sie nicht verdient. Mit hochrotem Kopf hatte er dagesessen, bis auch er schrie, unter den amüsierten Blicken seiner Genossen ihr ins Gesicht sagte, sie solle ihn endlich in Ruhe lassen. Für ihn sei es endgültig aus, er habe die Nase voll von ihrem überreizten Getue. Ein Wort hatte das andere gegeben.

Leise vor sich hin fluchend wechselt er die Strassenseite. Ein älterer Mann, einer der wenigen, der sich an diesem Sonntag ebenfalls auf die Strasse verirrt hat, dreht sich um und schaut ihn verwundert an. Fritz beachtet ihn nicht. Das hatte noch anders getönt im Mai, als Olga ihn nach einer Versammlung im *Schwänli* zu sich aufs Zimmer nahm. Weder Staat noch Kirche hätten das Recht, sich in das Liebesleben der Menschen ein-

zumischen. Seine Zustimmung hatte sie. Eine Zeitlang besuchte er sie regelmässig auf ihrem Zimmer. Nicht um Versorgung, Geld oder Mitgift gehe es in der Liebe, nur die unbedingte Hingabe zähle. Nur vergassen sie damals, darüber zu sprechen, was wäre, wenn diese Hingabe einmal dahin sei.

Kurz vor acht Uhr stellt er sich mit dem Rücken leicht abgewandt zu seinen Genossen aus den verschiedenen Sektionen, die vor dem Volkshaus zum Abmarsch bereitstehen. Man will den letzten Septembersonntag nochmals zu einer Wanderfahrt nutzen. Schweigend beobachtet er die drei Mädchen aus der Wipkingergruppe, die schon nach wenigen Metern mit ihren Neckereien die schläfrigen Wandergenossen erheitern. Fritz lacht mit, er will nicht den Griesgrämigen spielen, will die Natur geniessen, sich Olga und ihre Überspanntheiten endgültig aus dem Kopf schlagen. Nichts wünscht er sich sehnlicher. Bereits nach dem Triemli beginnt ihn Emmy zu necken, warum er so schlapp sei, ob er sich in der dreckigen Fabrikluft Asthma oder die Schwindsucht geholt habe. In der frischen Waldluft käme er sicherlich wieder zu Kräften. In der *Freien Jugend könne* man es ja schliesslich nachlesen, lacht sie, dass man durch das Wandern den Körper für den Endkampf stähle.

Bei Fritz sei im Moment nichts mit Endkampf, sie vermute eher, dass er seine Kräfte in Olgas Dachzimmer zurückgelassen habe, fügt Frieda unter dem Gekicher der andern bei. Fritz schaut hilflos in die Runde. Ungerührt setzen die Frauen ihr Gespött auf seine Kosten fort. Mit Olga sei gar nichts, wehrt sich Fritz dann doch noch heftig.

«Meinst du, wir kennen Olga nicht», unterbricht ihn Emmy. «Sie schleppt jeden ins Bett, der ihr über den Weg läuft. Ein richtig durchtriebenes Frauenzimmer ist sie, und dann ihr Getue die ganze Zeit, das Geschwätz über freie Liebe und Anarchismus. Mit ihrem Benehmen bringt sie die ganze sozialistische Bewegung in Verruf.»

Fritz ist froh, dass sie die Balderen erreichen und die Freude über die Rundsicht auf Zürichsee und Pfannenstiel die Spöttereien beenden. Er

stellt sich ans Geländer und versucht auf der andern Seeseite Männedorf auszumachen, wo er einmal im Landdienst war. Obwohl es noch kühl ist, ist er bereits gehörig ins Schwitzen geraten. Er weiss, dass Olga keinen guten Ruf geniesst. Sie kann eine echte Nervensäge sein, besonders wenn sie einer ihrer gefürchteten Eifersuchtsanfälle hat. Trotzdem muss man bedenken, dass sie es nicht leicht hat. Schon zweimal wurde sie mit einem Kind sitzen gelassen, ständig muss sie sich mit Armen- und Vormundschaftsbehörde rumschlagen. Sie ist dauernd damit beschäftigt, mit Gelegenheitsarbeiten über die Runden zu kommen, steht mal Modell für Künstler, erledigt Tipparbeit bei einem Rechtsanwalt oder erteilt Russen Deutschstunden. Unter andern Umständen hätte sie es mit ihren Fähigkeiten weit bringen können. Sie ist gescheit und kann leidenschaftlich erzählen. Fritz hörte ihr gerne zu, ganz gleich, ob sie von Emma Goldmann, Erich Mühsam oder Gustav Landauer schwärmte, wundersame Geschichten aus ihrer Kindheit im galizischen Shtetl erzählte, oder wie sie als fünfzehnjähriges Mädchen mutterseelenallein die lange Reise in die Schweiz antrat. Ins Schwärmen gerät sie, wenn sie von Wera Pawlowna erzählt, der Hauptfigur aus Tschernyschewskis Roman *Was tun?*. Sie ist ihr grosses Vorbild.

Wenn es um die Befreiung der Frau ging, kam sie in Fahrt. Denn er müsse wissen, hatte sie ihm einmal erzählt, nachdem er nach dem Liebesakt erschöpft auf dem Bett lag, die Frauen seien doppelt versklavt, durch Kapitalisten und Männer. Ohne dass man den Frauen endlich gleiche Rechte und auf Freiheit beruhende Liebesbeziehungen zugestehe, werde es nie eine erfolgreiche Revolution geben. Wenn er neben ihr auf dem Bett lag, sie sich dem Liebesspiel hingaben oder sie ihn mit ihren Geschichten in Beschlag nahm, fühlte er sich beglückt. Doch kaum hatte er das Zimmer verlassen, empfand er nichts mehr als Kälte für sie. Seit gestern steht sein Entschluss fest. Er wird sich endgültig von ihr lossagen.

Viel zu kurz erscheint Fritz die Rast auf der Balderen, bereits denken die ersten wieder ans Aufbrechen. Weiter geht es zur Felsenegg, dann über

den Albis ins Reppischtal hinunter. Fritz, der sonst auf den Wanderungen zumeist einen forschen Schritt vorgelegt hat, will diesmal nicht recht auf Touren kommen. Schwere Glieder plagen ihn. Er ist froh, als er mit der Gruppe nach zweieinhalb Stunden endlich den Türlerseer See erreicht.

Glücklicherweise bietet sich keine Gelegenheit mehr, um über Olga zu lästern. Auf ihren Fahrrädern haben ein paar Genossen den Proviant herangeschafft. Jeder packt mit an. Fritz hilft beim Holz sammeln, andere rüsten Gemüse für die Suppe oder versuchen mit Zeitungspapier ein Feuer in Gang zu setzen. Bald steht das Essen bereit. Auch Fritz ergreift einen Teller, setzt sich etwas ins Abseits, stochert in seinem Reis und den Zwetschgen herum, kramt mechanisch für Emmy die fünfundzwanzig Rappen Unkostenbeitrag aus der Tasche und hilft beim Abwasch im See. Nichts mag ihn diesmal erheitern. Abwesend sitzt er im Gras und beobachtet, wie seine Kumpanen zur Musik der Handorgel singen, tanzen und sich die jungen Frauen Blumen ins Haar flechten. Er solle nicht den Spielverderber geben, sich mit ihnen beim Bockspringen und Fangen amüsieren, die Neckereien seien doch bloss Spass gewesen. Das sei es nicht, er fühle sich nicht wohl, beschwichtigt er. Eine Beziehung zu einer Frau, die einzig und allein auf Liebe beruht. Wie das wohl funktionieren mochte, überlegt er sich, und hat dabei plötzlich ein ganz bestimmtes Gesicht vor Augen. Es ist bereits halb vier Uhr geworden, und Fritz ist froh, dass sich die andern zum Aufbruch bereit machen. Schliesslich wollen sie vor dem Eindunkeln zurück sein.

Bei Jelmoli sind die Vorbereitungen auf das Weihnachtsgeschäft in vollem Gang, die Materialien für die Schaufensterdekoration bestellt. Wenn nur der Strommangel nicht wäre! Gut möglich, dass dieses Jahr die Beleuchtung der Schaufenster vollständig unterbleiben muss. Dann würde wohl nichts werden aus der originellen Schaufensterdekoration, die sich Herr Jelmoli ausgedacht hat.

Mit einem übergrossen Puppenhaus mit Möbeln und Porzellanpuppen will er Eltern, Paten und Grosseltern in die Spielwarenabteilung locken. Das Verbot wäre wieder einer dieser unsinnigen Schikanen der Behörden, einzig dazu da, das freie Unternehmertum zu beschneiden, hatte der Patron während seines morgendlichen Kontrollgangs jedem verkündet, der es hören wollte.

Für Mittag hat sich Marie mit Fanny verabredet, im *Du Pont* am Beatenplatz gebe es über Mittag nahrhafte Suppen, dann hätten sie Zeit, wieder einmal ausgiebig zu plaudern. Der Morgen schleppt sich dahin, neue Konfektionsware ist eingetroffen, «Le dernier cri» sind enge Röcke, der «Jupe tonneau» mehr für den Alltag, und der «Jupe fourreau» für den besonderen Anlass. Mit Geschmack und Stil müssten die Kleider präsentiert werden, lauteten Herr Jelmolis Worte, Jelmoli sei kein Ramschladen, wo die Käufer in durcheinandergeworfenen Kleidern auf Tischen nach preisgünstigen Okkasionen wühlten, wie er dies in den *Grands Magasins Au Printemps* in Paris gesehen habe. Aufmerksamkeit erregen, ja, aber mit Stil.

Verwundert war sie, als sie das erste Mal sah, wie entzückt die Kundinnen auf eine neue Lieferung reagierten, alles daran setzten, das Neue, noch nie Dagewesene zu besitzen. Eine eigenartige Erscheinung, die Mode, dieses Bedürfnis, immer auf dem neuesten Stand zu sein und sich vom Massengeschmack abzuheben. Nichts scheint für gewisse vornehme Damen furchtbarer, als wenn andere beginnen, das Gleiche zu tragen. Unverzüglich beginnt sich das Karussell der Mode zu drehen, muss abermals Neuartiges in die Auslagen gelangen.

Marie freut sich, als sie sich endlich ihrer Schürze entledigen kann, um mit Fanny davonzuziehen. Plaudernd biegen sie in die Uraniastrasse ein. Mühevoll zwängen sie sich durch die langen Reihen von Frauen und Kindern, die mit Körben und Leiterwagen neben der Sternwarte auf die Ausgabe der verbilligten Kartoffeln warten.

Im *Du Pont* herrscht Hochbetrieb, Beamte der umstehenden Amtshäuser löffeln ihre Suppe, kauen am Voressen des Mittagsmenus, lamentieren über die viele Arbeit. Es dauert ein paar Minuten, bis Marie und Fanny vom Kellner ihren Platz zugewiesen erhalten. «Choquant, einfach choquant ist dies, désagréable, wie man mit mir umgeht», enerviert sich eine Dame mit stark welschem Akzent, als man für das Brötchen einen Abschnitt der Brotkarte einfordert. Ruhig, aber bestimmt wird sie vom Kellner auf die neue Regelung des Ernährungsamts hingewiesen.

«Übrigens», beginnt Fanny, den neuen Film mit der Lidia Quaranta im Zürcherhof müsse sie sich unbedingt ansehen. Die Quaranta sei einfach grossartig, habe sie erneut zu Tränen gerührt, eine ganz tolle Liebesgeschichte sei es, mit wunderschönen Bildern und italienischen Landschaften.

«Zweimal die Hafersuppe bitte! Ein Brot ist ausreichend», bestellt Fanny das Essen. Sie können sich das Brot teilen, in der Bäckerei ist es günstiger als im Restaurant.

Sie sei gestern, wechselt Marie etwas abrupt das Thema, das erste Mal mit einem Mann ausgegangen, zur Rennbahn in Oerlikon, sie habe nicht gewusst, wie aufregend ein Velorennen sei. Der Max Suter sei ein ganz vorzüglicher Velofahrer, zwar habe er nicht gewonnen, aber mit seinen muskulösen Beinen hätte er rassig ausgesehen. Trotzdem sei es furchtbar gewesen, pausenlos habe der Rosenkavalier geschwätzt, nichts gegen ihn, sehr zuvorkommend, galant, ein Polizist, sehr tüchtig, bereits Wachtmeister, mindestens zehn Jahre älter sei er, mindestens, wahrscheinlich sogar fünfzehn. Ob sie sich erinnere, er sei damals beim Umzug der Arbeiter hinter ihnen gestanden.

«Vorsicht, die Suppe ist sehr heiss», warnt der Kellner, als er die Teller auf den Tisch stellt. Fanny beginnt vorsichtig ihre Suppe zu löffeln, scheint sich an ihn zu erinnern. Einen Polizisten mit sicherem Einkommen, meint sie, sei gerade in der heutigen Zeit nicht zu verachten. Ein älterer Mann müsste grundsätzlich kein Problem sein, umgekehrt wäre es anders.

Eine Pause entsteht, bis Fanny ungewohnt ernst und zögerlich fortfährt: «Aber du hast schon recht, bei der Partnerwahl gilt es aufzupassen, auch

das Gemüt muss übereinstimmen, man bindet sich schliesslich fürs ganze Leben.»

Plötzlich bricht Fanny ab, ruft den Kellner, verlangt das Salz. Nicht gerade üppig sei die Mahlzeit, aber wenigstens genügend Salz könnte man begeben, flüstert sie Marie zu.

Gesprächsfetzen vom Nachbartisch dringen herüber. Vier Männer, wohl Beamte, diskutieren heftig miteinander. Alle Hände voll zu tun hätten sie wegen der Einführung der Brotkarte. Viele Existenzen, von denen sie bisher keine Ahnung gehabt hätten, seien aus dem Nichts aufgetaucht. Erst jetzt, wo sie eine Brotkarte wollten, würden sie sich ordnungsgemäss anmelden.

Fanny rückt näher an Marie heran. Sie habe es ihr noch nie erzählt, flüstert sie, wolle es aber nun sagen. Sie habe bereits einmal einen Bräutigam gehabt, einen stattlichen jungen Zimmermann. «Wir waren verlobt und hatten bereits Pläne für die Hochzeit geschmiedet, ich habe mich ihm sogar einmal hingegeben. Durch Zufall erfuhr ich, dass er an Schwindsucht leidet und es mir gegenüber verheimlicht hat. Du machst dir keinen Begriff, wie ich erschrak. Zuerst dachte ich, das kann der Liebe nichts anhaben, hatte aber doch mit meiner Familie darüber gesprochen, besuchte sogar einmal einen Vortrag von Professor Forel und war zum Schluss gekommen, die Verlobung unter diesen Umständen aufzulösen. Stell dir vor, ich müsste mein ganzes Leben an der Seite eines Lungenkranken verbringen! Die Krankheit wäre immer schlimmer geworden, und wahrscheinlich hätte ich gar noch schwächliche Kinder auf die Welt gestellt. Glaub mir, das alles hätte ich nie ertragen können.»

Fanny ist in ihrem Element, will ihrer Freundin erklären, worauf es in der Liebe ankomme. Natürlich müsse der Funke springen, aber der Mann müsse auch Charakter und Manieren haben. Marie gibt sich redlich Mühe, weiterhin zuzuhören, doch die Erinnerung an Klärli ist stärker. Klärli aus ihrer Klasse, die eines Tages Blut hustete, bereits am andern Morgen nicht mehr auftauchte, bis die Lehrerin später mitteilte, dass sie gestorben sei. Schrecklich, diese Schwindsucht. Und trotzdem ist ihr der Appetit nicht

vergangen, die Suppe schmeckt wirklich gut. Noch immer diskutieren die Männer am Nebentisch über Brotkarten, Niederlassungsscheine, und dass immer die Anständigen, die vorschriftsmässig ihre Steuern und Abgaben entrichten, die Dummen seien.

Marie wüsste zu gerne, wie das ist, wenn man sich einem Mann hingibt. Doch wie viel Platz soll ein Mann in einem «Weiberherz» einnehmen? Unendlich viele Geschichten hat sie gelesen, von Frauen, die in einer unglücklichen Leidenschaft ihren Verstand verloren, an der Eifersucht ihrer Männer verblühten oder an Liebeskummer zugrunde gingen. Ihre Gedanken schweifen zu Anna Waser, die ihr Leben nicht leben konnte, weder in der Liebe noch in der Kunst Erfüllung fand. Sie musste Begabung und Gefühle für andere zurückstellen, ein abgebrochenes, nicht gelebtes Leben. Bedeutet sich hinzugeben auch sich aufzugeben? Marie weiss es nicht.

«Bezahlen bitte!», ruft sie, das Brot nehme sie auf ihre Karte, sie müssten sich beeilen, sonst verspäteten sie sich zur Arbeit.

Als Steiner die Kantine in der Kaserne betritt, sind einige Kollegen bereits am Essen. Immer am gleichen Tisch in der Ecke treffen sie sich. Zwanglos taucht man auf, wenn es der Dienstplan erlaubt oder zu Hause niemand ein Essen auf den Tisch stellt. Das Siedfleisch in Steiners Teller muss tüchtig gekaut werden, die Rösti ist etwas pappig geraten. Doch der Kabis ist ganz in Ordnung. Zum Reklamieren besteht kein Anlass, solange man etwas auf dem Teller hat.

«Ich werde nachts nur noch um Strassenlaternen herum patrouillieren, um die Batterien der Taschenlampe zu schonen», wirft ein Polizeisoldat zur Belustigung seiner Kollegen in die Runde. «Damit ich meine Bleistiftmine nicht zu stark beanspruche, werde ich bei Verhaftungen von jetzt an lediglich den Vornamen notieren», fügt ein anderer an. Schallendes Gelächter.

Die Runde macht sich über die grotesken Sparvorschläge des Dienstbefehls lustig, der am Morgen am Anschlagbrett hing. Um Kosten einzusparen, dürften ab sofort nur noch maximal vier Batterien für elektrische Taschenlampen, ein Dutzend Bleistifte und drei Notizbücher im Jahr abgegeben werden, hat Kommandant Kunz angeordnet. Auch von der Polizei dürfe man erwarten, dass sie ihren Beitrag zu den Sparanstrengungen der Regierung leiste.

Der Speisesaal im zweiten Stock ist der Ort, an dem im Polizeikorps Neuigkeiten und Anekdoten aus dem Dienstbetrieb weitergegeben und politische Ereignisse kommentiert werden. Irgendwann ist genug über den Dienstbefehl gelacht worden. Ein Polizist bringt mehr Ernst in die Runde und kommt auf die neuesten Kriegsereignisse in Italien zu sprechen, auf die Berichte vom Isonzo, wo sich österreichische und italienische Truppen seit Langem erbitterte Schlachten liefern.

Hasenfüße seien die Italiener, feige und disziplinos, eine minderwertige Rasse, wirft Korporal Fischer ein, der lange Zeit lustlos mit der Gabel in der Rösti herumgestochert hat: «Im Krieg zeigt sich die Robustheit einer Nation, zeigt sich, ob ein Volk die Kraft für seinen Fortbestand hat. Es ist erwiesen, dass zu lange Friedenszeiten ein Volk degenerieren. Nur Kriege brachten Hochkulturen hervor.»

«Jawohl, verweichlicht und weibisch sind wir geworden, für ein Volk kann eine Prüfung wie der gegenwärtige Krieg nur gut sein. Da zeigt sich, wer Manns genug ist», ergänzt ein Aspirant.

«Hör doch auf», fährt Wachtmeister Steiner, am letzten Röstibissen kauend, den Korporal an. «Du verstehst dich vielleicht auf das Anlegen von Handschellen, aber jetzt nimmst du deinen Mund etwas gar voll. Zeigt nicht gerade unser Land, dass sich ein Volk sehr wohl ohne Krieg gut entwickeln kann?»

«Gut entwickeln?», entgegnet Fischer, der erst vor wenigen Wochen von seinem Einsatz bei der Heerespolizei zurückgekehrt ist. «Ich habe im Dienst gesehen, wie schlampig und mangelhaft die Dienstauffassung vieler Soldaten ist, tagtäglich die absonderlichsten Dinge: Feiglinge, die mit allen

Mitteln versuchen, sich vom Dienst zu drücken, mit Wehwehchen oder falschen Adressen im Ausland. Andere saufen und huren herum. Bei der Festungsartillerie musste ich einen Kanonier verhaften, der stockhagelvoll seinen Wachposten verliess. Ich könnte euch Dutzende weiterer Beispiele aufzählen. Träge und dienstverdrossen sind unsere Soldaten durch das ewige Einerlei geworden, ihnen fehlt das Gefecht, wo sie sich beweisen können. Das lange Warten hat sie verweichlicht, wie soll man mit solchen Waschlappen das Land verteidigen?»

«Erzähl keinen Havas», widerspricht Steiner heftig. «Schwarze Schafe gibt's überall, unter General Wille ist unsere Milizarmee zu einer schlagkräftigen Truppe herangewachsen, die sich einem Angreifer jederzeit entgegenzustellen weiss.»

«Wenn sie genügend Patronen haben. Nicht wie letztes Jahr in Porrentruy, als bei der Flugabwehr die scharfe Munition fehlte, um die beiden deutschen Flugzeuge abzuschliessen, die in den Luftraum eingedrungen waren und Bomben abwarfen», wirft ein bisher Unbeteiligter ein.

«Das war eine Panne», entgegnet Steiner. «Wenn es darauf ankommt, halten wir zusammen, unser Freiheitswille ist einzigartig. Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, haben unsere Vorfahren auf dem Rütli einst geschworen. Wenn wir uns an sie halten, dann wissen wir, was wir zu verteidigen haben, ein wunderschönes Land mit Bergen, Seen und Städten.»

«Schön wäre es, wenn wir dies wüssten», mischt sich ein etwas älterer Kollege ein. «Die Schweiz ist zum Tummelplatz zwielichtiger Ausländer geworden. Feiglinge sind es, verweigern ihrem Vaterland den Treueeid und bevölkern unsere Städte. Schwarz gekleidete Ostjuden mit ihren Schläfenlocken, uns völlig wesensfremd, treiben dunkle Geschäfte, fehlgeleitete jugendliche Nichtsnutze terrorisieren unsere Stadt. Viel zu gutmütig sind wir mit diesem Pack. Fischer hat recht, vielleicht würde uns das reinigende Stahlbad eines Krieges guttun.»

Wenn Steiner nicht vor ein paar Monaten im Hauptbahnhof einen Verwundetentransport hätte absichern müssen, würde er vielleicht Ähnliches zum Besten geben. Auf dem hintersten Bahngelände, an dem der Zug mit

den deutschen Krüppeln auf dem Weg von Lyon nach Konstanz Halt gemacht hatte, kam ihm erstmals die Wirklichkeit des Krieges zu Gesicht. Traurige Überreste von Menschen hatte er gesehen, Männer mit fehlenden Armen und Beinen, Blinde mit eingebundenen Köpfen, aus denen lediglich Nase und Mund herauschauten, Männer, die sich nur an ihren Krücken aufrecht halten konnten. Eine grausige Szenerie, die sich ihm darbot, begleitet von einem Hintergrundgeräusch aus schweren Atemstößen, Wehklagen und Winseln. Das Schlimmste aber waren die vielen ausdruckslosen Gesichter, junge Männer, die ins Leere starrten, als ob sie das ganze Elend gar nichts angehe.

«Dummes Zeug», braust Steiner auf, worauf sich sofort alle Blicke am Tisch auf ihn richten. «Der Krieg reinigt nichts, im Gegenteil, er legt die niedersten Instinkte des Menschen frei. Trotz aller Entbehrungen, aller Probleme mit Ausländern und Schmarotzern – vergesst nicht: Im kriegsversehrten Europa sind wir eine glückliche Insel. Was sind unsere Probleme im Vergleich mit den Nachbarländern?»

Der ungezwungene Plauderton ist längst einer unbehaglichen Spannung gewichen.

«Man müsste uns nur machen lassen», kehrte der ältere Polizist nach einer Pause zum vorherigen Thema zurück, ohne auf Steiners Argumente einzutreten. «Wisst ihr, ein zweites Mal lasse ich mich nicht mehr wie an jenem 1. August wie ein Aussätziger anspucken, mit Schildern und Faustschlägen, Hieben und Stichen traktieren, von den unflätigen Beleidigungen will ich gar nicht sprechen. Der Säbel war eine viel zu freundliche Antwort. Wozu tragen wir eigentlich unsere Ordonanzwaffen? Ich sage euch, irgendwann kommt es zum grossen Chlapf.»

«Jetzt ist aber genug, ihr dummen Chaiben!», fährt Steiner mit überraschender Heftigkeit dazwischen und schlägt mit der Hand auf den Tisch. «Es ist nicht unsere Aufgabe, das Vorgehen zu bestimmen. Ihr wisst alle, dass bei der Lebensmittelverteilung nicht alles zum Besten bestellt ist, dass die Regierung mit ihren unsinnigen Reglementen die Unzufriedenheit ge-

radezu schürt. Ihr könnt mir glauben, wenn die Herren Regierungsräte mit dem Lohn eines Arbeiters auskommen oder den Polizeidienst selber versehen müssten, stände es um vieles besser.»

Erschrocken über den unerwarteten Wutausbruch des Wachtmeisters, wagt niemand mehr Einwände vorzubringen. Steiner schaut auf seine Taschenuhr, legt das Besteck auf den Teller und schaut in die Runde: «Ich muss gehen, in wenigen Minuten wartet wieder einer dieser üblen Gesellen auf die Einvernahme.»

Ein unscheinbares Männchen, das Steiner in seinem Dienstzimmer gegenüber sitzt. Nur ehrenwerte Geschäfte tätige er, nie würde er ein Gesetz übertreten, er wolle nur mithelfen, die schwierige Versorgungssituation zu verbessern. Er könnte ohne Weiteres namhafte Bürgen vorbringen, einen tadellosen Leumund habe er, zu unehrenhaften Geschäften wäre er gar nicht fähig. Er wisse nicht, was überhaupt gegen ihn vorliege, mit der Schmuggelware, die im Lagerhaus Weibel beschlagnahmt worden sei, habe er jedenfalls rein gar nichts zu tun, da müsse ihm jemand ganz übel mitgespielt haben. Er vermute, dass jemand von der Konkurrenz ihn verleumden wolle.

«Ich bitte Sie, nur auf meine Fragen zu antworten», unterbricht Steiner den Verhafteten barsch, der auf dem Stuhl vor ihm sitzt. Unmut steigt in ihm auf, wenn er daran denkt, dass er in den nächsten Stunden die Ausflüchte dieser jämmerlichen Kreatur anhören muss. Ohne weitere Abklärungen könnte man ihn für drei Jahre ins Gefängnis stecken, die Strafe wäre mit Sicherheit nicht zu hoch. Aber so weit wird es nicht kommen, bereits seine ersten Worte verraten, dass Steiner hier einem Meister des juristischen Kleinkriegs gegenüber sitzt. Nur die Dummen handeln gegen das Gesetz, die Klugen erweisen ihm die grösstmögliche Ehre, um es umso gründlicher zu missachten.

Der Wachtmeister beginnt die Personalien aufzunehmen. Schoeffel, Hermann, wohnhaft in Zürich seit Januar 1915. Beruf Kaufmann, in die

Schweiz eingereist 1910 aus Duisburg, Nordrhein-Westfalen. Bei der Hausdurchsuchung konnten die Beamten der Kantonspolizei weder Fakturen noch Korrespondenz oder eine ordentlich geführte Buchhaltung finden. Etwas eigenartig für einen, der sich selber als Kaufmann bezeichnet, findet Steiner und konfrontiert den Verhafteten mit dieser Tatsache.

«Sie, entschuldigen Sie, ich bin ein Ehrenmann, ein Handschlag genügt. Im Übrigen bin ich gar nicht verpflichtet, eine Buchhaltung zu führen.»

«Wo beziehen Sie Ihre Waren, an wen liefern Sie? Können Sie uns Ihre Lieferanten und Abnehmer nennen?»

«Aber da muss ich mich wirklich auf mein Geschäftsgeheimnis berufen. Mein Beziehungsnetz ist schliesslich mein Kapital. Keinesfalls kann ich Ihnen hier Namen preisgeben.»

«Ich will Ihnen sagen, was für schmutzige Geschäfte Sie treiben. Hier ein Beispiel: Sie kauften in Genf aus Frankreich importiertes Kupfer, versehen mit einer französischen Exportbeschränkung der Société de Surveillance, von 1250 Kilo sprechen die Genfer Kollegen. Dieses wurde an Ihre Frau, die in Olten lebt, spedierte, diese gab es an einen gewissen Wieland in Liestal weiter, der es sofort an die Firma Eisenfeld & Co. lieferte, welche die Kupferblöcke zu kleinen Kupferrondellen umarbeitete. Von dort gelangte die Ware in den Hauptbahnhof Zürich, wurde pro forma zum Sihltalbahnhof weitergeleitet, auf den Hauptbahnhof zurückgebucht und gelangte von da in das Lagerhaus der Spedition Weibel. Diese holte die Exportbewilligung für die Ausfuhr von Kupfermünzen ein, und ohne unser Einschreiten wäre die kriegswichtige Ware zu einem mehrfachen Preis nach Deutschland gelangt. Fazit: Frankreich liefert gegen seinen Willen ein wertvolles Metall an seinen Erzfeind, ernsthafte diplomatische Verstimmungen könnten sich daraus ergeben. Dies alles steht in meinen Akten, fein säuberlich protokolliert durch wackere Polizeiagenten, die Sie seit Monaten überwachen.»

Während seinen Ausführungen hat Steiner beobachtet, wie Schoeffel seinem Blick ausgewichen ist, den Boden angestarrt hat, die Hände plötz-

lich zu zittern begannen. Jetzt, wo es gelungen ist, den Beschuldigten aus der Fassung zu bringen, hätte Steiner vielleicht eine Chance, ihn in die Ecke zu drängen und ein Geständnis herauszupressen.

«Ich denke, Herr Schoeffel, dass Sie nun besser mit uns Zusammenarbeiten sollten und uns sagen, woher die über sechstausend Franken stammen, die Sie auf sich trugen, als wir Sie verhaftet haben.»

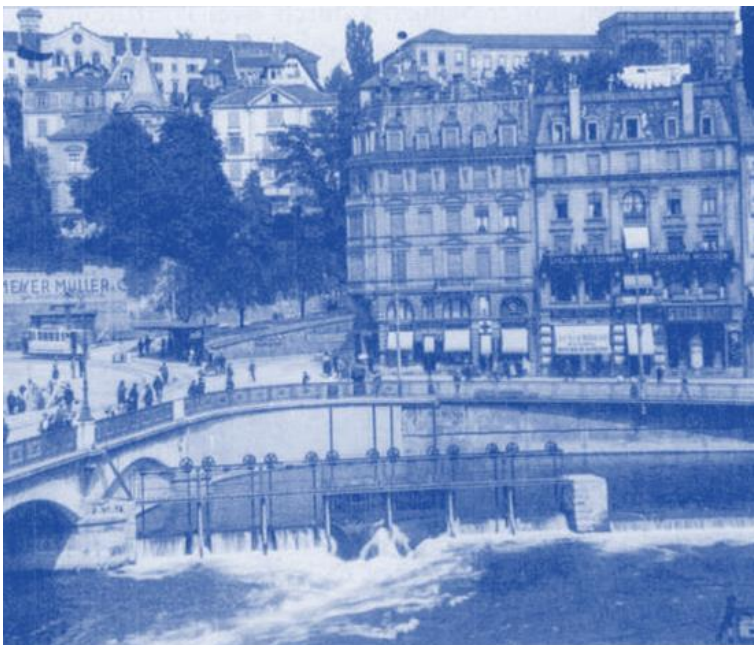
Schoeffel schweigt. Der Angeklagte braucht Zeit, sich eine neue Verteidigungsstrategie auszudenken. Doch Steiner will ihm diese nicht einräumen, doppelt nach, jetzt habe er die Möglichkeit, mit einem Geständnis seine Lage zu verbessern.

Nichts könne man beweisen, völlig haltlos die Anschuldigungen, er verfüge über gute Beziehungen, zum Glück lebe man in der Schweiz noch immer in einem Rechtsstaat, und er verbitte sich einen solch unangebrachten Ton von einem subalternen Polizeibeamten.

Ohne mit der Wimper zu zucken lässt Steiner die Komödie über sich ergehen, bis er Schoeffel durch zwei Polizisten ins Arrestlokal zurückführen lässt. Er weiss, wie schwierig es ist, diesen Leuten beizukommen, wie gerissen sie sich im rechtsfreien Raum bewegen.



Bahnhofbrücke mit Unterem Mühlesteig zur Zeit des Ersten Weltkriegs.



Leonhardsplatz, heutiges Central um 1910.



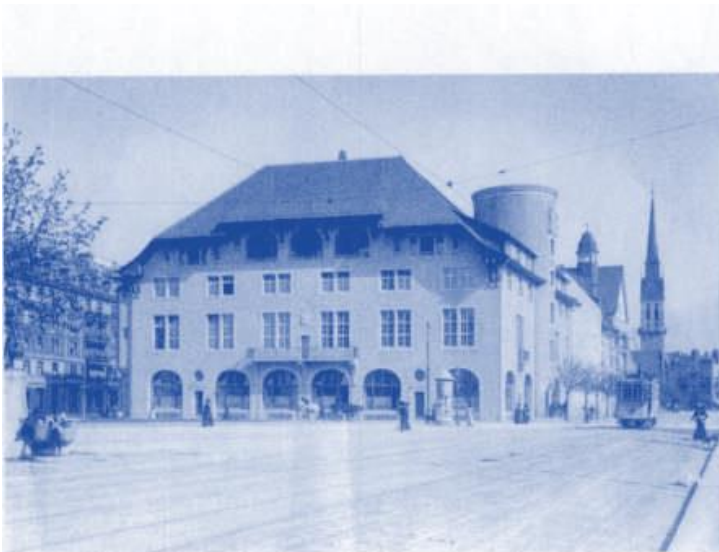
Das 1883 erbaute Hotel Central gab dem Leonhardsplatz seinen späteren Namen. Aufgenommen in den 1910er-Jahren.



Blick in die Hochfarbstrasse, die heutige Sumatrastrasse, in den 1920er-Jahren.



Verkauf von verbilligten Kartoffeln während des Ersten Weltkriegs auf dem Helvetiaplatz.



Volkshaus am Helvetiaplatz, Treffpunkt und Versammlungsort der Arbeiter. Undatierte Aufnahme.



Zürcher Bahnhofplatz um 1910.



Halle des Zürcher Hauptbahnhofs zur Zeit des Ersten Weltkriegs.



Mit seinem 1899 eröffneten «Palast aus Glas und Eisen» erregte Franz Anton Jelmoli in Zürich viel Aufsehen. Foto um 1910.



Nach Vorbild der Pariser Modewarenhäuser verkaufte Jelmoli Konfektionskleidung, d.h. seriell und industriell produzierte Kleidung. Innenaufnahme aus den 1910er-Jahren.



Mit dem Schlagwort «Tempel der Sinnesfreuden» wollte Jelmoli das Einkaufen als aussergewöhnliches, sinnliches Erlebnis etablieren. Foto aus den 1910er-Jahren.



Im Warenhaus war es erstmals möglich, alle Einkäufe unter dem gleichen Dach zu erledigen. Hier ein Blick in die Stoffabteilung in den 1910er-Jahren.



Der Egelsee oberhalb von Dietikon war ein beliebtes Wanderziel der Sozialistischen Jugend. Foto von 1911.



«Junge Werktätige, tretet den Jungburschen bei und bildet euch», so lautete 1907 die Botschaft der Darstellung auf der Postkarte.

1909 bildete sich in Winterthur-Töss die erste Mädchengruppe. Weitere folgten. Um dieser Tatsache Rechnung zu tragen, nannten sich die «Jungburschen» fortan «Sozialdemokratische Jugendorganisation» (auch «Sozialistische Jugendorganisation»). Bild aus der Zeitschrift *Freie Jugend*, Mai 1912.



Sozialistische Jugend beim Tanzen am Sozialistischen Jugendtag 1914 in Stuttgart.



Wenn immer möglich brachte die Sozialistische Jugend ihre antimilitaristische Haltung zum Ausdruck. Hier vermutlich die Sektion Aussersihl um 1912.

WEINER- & SÖSSENER
Kassa-Eröffnung 7 Uhr - & Spiel - Anfang punkt 8 Uhr usw.
5551 (Za. 3311 g)

Menschen, Brüder, Sozialisten! Heraus! Der Waffenstillstand muß her!

In feierlicher Kundgebung demonstrieren wir für den Frieden
Donnerstag den 15. November 1917, 8 Uhr
gelber Saal, Volkshaus, Vortrag:

„Das Schweizervolk für den sofortigen Waffenstillstand“

Wir dürfen nicht nur zusehen, wie unsere Brüder verbluten, wie der Sozialismus für den Frieden kämpft und Diplomaten immer nur reden, wir müssen als älteste Demokratie, als Brüder der Blutenden, vor allem aber als wahre Sozialisten die Kämpfenden unterstützen und vor allem fordern, daß unser Bundesrat für den **Waffenstillstand** sofort und energisch eintritt, eintreten muß.

Schweizer, Menschen, Brüder, Sozialisten!
Beweiset durch Massenaufmarsch, daß ihr dieser Namen würdig seid. Heraus!

3705 Die radikalen Sozialisten der Schweiz.
Gubenaufstalt Seebach.

Hinter der Bezeichnung «Radikale Sozialisten der Schweiz» verbarg sich eine kleine Gruppe um die beiden Friedensapostel Max Dätwyler und Max Rotter. Zeitungsausschnitt aus dem *Volkrecht* vom 15. November 1917.

Freie Jugend

Sozialist. Jugendorganisation
• Zürich •

Reklame für die Zeitschrift *Freie Jugend*, dem Organ der Sozialdemokratischen Jugendorganisation der Schweiz, von 1920



Der sozialdemokratische Politiker Robert Grimm hält 1915 eine Rede vor der Sozialistischen Jugend auf dem Zürichberg.



Demonstrationsmarsch der Sozialistischen Jugend an Pfingsten 1915 auf der Quaibrücke.



Jungburschen an der 1.-Mai-Demonstration auf der Münsterbrücke, um 1910.



1.-Mai-Demonstration 1913 auf der Münsterbrücke.



1.-Mai-Demonstration 1913 auf der Bahnhofstrasse.

Eintritt: 60 Rappen 5409

Heute große

Demonstration

Helvetiaplatz, am 16. Nov., abends 8 Uhr

„Gegen die Munitionserzeugung“

Internationale Aktion der Arbeiter

gegen den Krieg!

Arbeiter erscheint in Massen! Es gilt die Tat! Es gilt zu wirken, geredet ist genug!

1753 Die Sozialradikalen.

Steuern
ist von
Weite
Staat
kein
sich ü
desha
5721

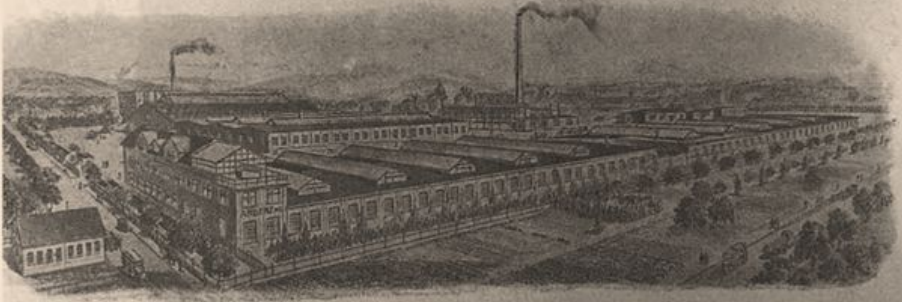
A

Zweiter Aufruf zur Demonstration gegen die Munitionsfabriken. Auch der Name «Sozialradikale» ist ein Deckname für die Gruppierung um Max Dätwyler und Max Rotter. Zeitungsausschnitt aus dem *Volksrecht* vom 16. November 1917.

TELEGRAMME:
OARBENZ ZÜRICH

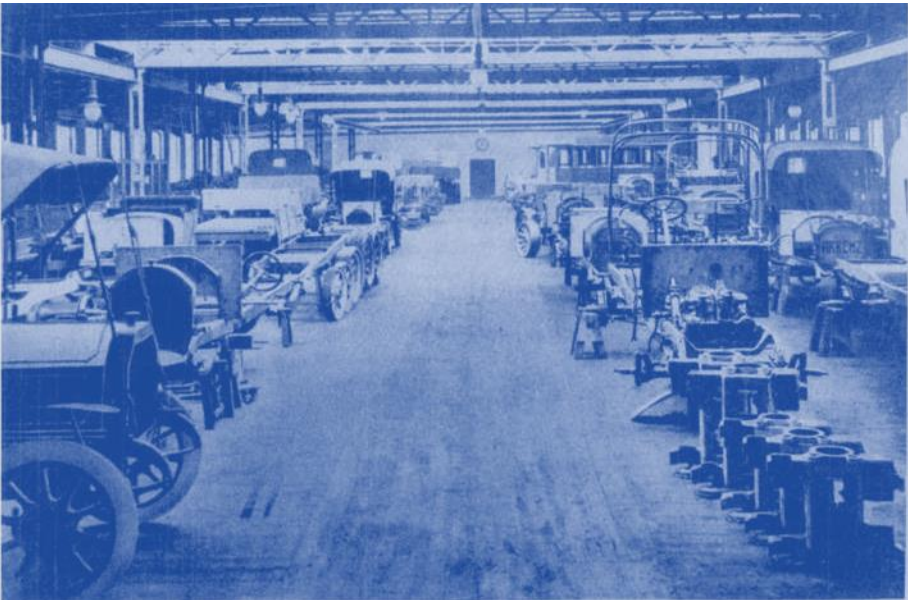
CODES:
A. B. C. 5th EDITION
LIEBER'S CODE

TELEPHON:
SELNAU N^o 280



MOTORWAGENFABRIK

Darstellung des Fabrikgeländes der Motorwagenfabrik Arbenz in Zürich-Albisrieden um 1910.



Die Motorwagenfabrik Arbenz profitierte zu Kriegszeiten von der grossen Nachfrage nach Lastwagen. Undatierte Aufnahme.



Start zu einem Radrennen auf der Rennbahn Oerlikon. Die Rennbahn wurde 1912 eröffnet. Undatierte Aufnahme.

Sonntag den 30. September 1917

nachmittag - 3 Uhr:

Rennbahn Oerlikon.

Hundert Kilometer-Rennen

à l'américain

Paul Suter

Sieger von „Zürich-München“

Marcel Lequatre

Sieger von „Romanshorn-Göuf“

Ernst Kaufmann

Meisterfahrer der Schweiz.

60 Fahrer! **60 Fahrer!**

Preise der Plätze:
(Gekauft in Hausbahn (Kasiner) Fr. 2.50, Südbahnhof Fr. 1.50, Karren - Tribüne)

Große
Gesang-

Annahme
Karte, Aus
und Resto
an Herz
Mittel wert
wie die jäh
Paul, auch
wenn Fern
1734.

Sa
Konz

Jo
F. Al

Restaur
Karte

Ankündigung eines Rennens mit Radrennstar Paul Suter im Tagblatt der Stadt Zürich vom 29. September 1917.



Kaserne der Kantonspolizei, dahinter die Militärkaserne, um 1905.



Der Tatort an der Ecke Badener-/Zweierstrasse um 1945. Das Pissoir und Gerätehaus befand sich im Herbst 1917 im Bau. Das Baumaterial benutzten die Demonstranten für eine Barrikade.



Defilee der Infanterie auf dem Alpenquai (heute General-Guisan-Quai), Mitte Oktober 1917.

Schweiz. Metall- und Uhrenarbeiter-Verband

Todes-Anzeige.

Wir bringen den Mitgliedern zur Kenntnis, daß unser Kollege

Fritz Liniger

Maschinenarbeiter

am Samstag abend ein unverschuldetes Opfer der Polizeigewalt geworden ist. Er ist im Alter von 19 Jahren an den Folgen eines Kopfschusses gestorben.

Wir ersuchen die Kollegen, am Mittwoch nachmittag die Arbeit niederzulegen, um an der Bestattungsfeier teilzunehmen.

Schweiz. Metall. u. Uhrenarb.-Verband
Sektion Zürich

NB. Im übrigen verweisen wir auf das Flugblatt.

Danksagung.

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme beim so tragischen Todesfall unseres lieben unvergeßlichen Sohnes, Bruders, Schwagers, Onkels und Neffen

Fritz Liniger

danken wir herzlich allen Freunden, Genossen und Bekannten, besonders den Arbeitern der Firma Arbenz, der Arbeiterunion Zürich und sämtlichen Gewerkschaften für ihre große Teilnahme.

Die tieftrauernden Hinterlassenen:

Familie Liniger-Bucher
nebst übrigen Verwandten

5928

Danksagung der Angehörigen im *Volksrecht* vom 26. November 1917.

Todesanzeige von Fritz Liniger im *Volksrecht* vom 20. November 1917.

Marie setzt sich auf die Ufermauer der Platzspitzpromenade und wendet sich dem Fluss zu. Das Wasser beruhigt sie. Nachdem der Föhn die Temperaturen anfangs Oktober auf über zwanzig Grad hat steigen lassen, ist vor einer Woche der längst erwartete Wetterwechsel eingetreten. Ein rauer Wind aus Westen fährt in die Äste der Platanen und lässt die Wellen der Limmat an die Ufermauer klat-schen. Sie schliesst für einen Moment die Augen. Aus der Ferne vernimmt sie das Motorengeräusch eines Automobils. Einfach nur sein, bei sich sein, und den Ärger von heute Nachmittag vergessen.

Marie streicht sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und dreht sich zu den Menschen, die um sie herum den Feierabend geniessen: Ein Liebes-paar schlendert Hand in Hand dem Ufer entlang, gefolgt von einer Gruppe munter drauflos polternder Soldaten. Vornehm gekleidete Männer grüssen höflich eine ältere Dame, die ihren Dackel spazieren führt. Auf der Treppe des Oktagons albert eine Gruppe Studenten herum, stolz tragen sie das Signum der Carolingia Turicensis auf der Brusttasche ihrer Vestons. Doch im Moment scheinen Couleur und Comment vergessen, und die Burschen vertreiben sich die Zeit, beweisen mit Flanken über das Gelände des Ok-tagons ihren Übermut.

Allmählich verblasst Maries schlechte Laune, in die sie die Kundin ver-setzt hat, als sie bei den Heimtextilien aushelfen musste. Eine Aussteuer galt es zusammenzustellen. Tischtücher, Geschirr, Bettzeug und Frot-téwäsche, alles auserlesene Qualität mit feinen Spitzen und gestickten Blumenranken. Nicht nur das Geld macht den Unterschied, nein, auch der Blick und der Tonfall. Das war ihr früher nicht bewusst gewesen. Der her-ablassende Blick, ständig knapp an ihr vorbei, und der Ton mit dem sie, das «Nein, doch lieber nicht, das andere dünkt mich doch passender» säu-selte oder sie mit einem «Hätten Sie die Liebenswürdigkeit, mir noch... !» und «Seien Sie doch so nett und... !» herumkommandierte. Freundlich

bleiben, einfach freundlich und zuvorkommend bleiben. Den Stossseufzer unterdrücken und mit einem Lächeln die nächste Garnitur auf den Tisch legen.

Sich abheben, darum ging es der Wichtiguerin. Mit Worten und Gesten zum Ausdruck bringen, dass sie zu den Mehrbesseren gehört. Und sie liess sich Zeit, jede Menge Zeit. Getreu nach Herrn Jelmolis ständig wiederholtem Leitspruch, dass der Kunde der König sei. Immer, wenn man glaubte, alles beisammen zu haben, überlegte sie es sich nochmals, als ob die Verkäuferin nur für sie da wäre und gar nichts anderes zu tun hätte. Als sich die Kundin nach fast zwei Stunden endlich wieder in die Gesellschaft von ihresgleichen begab, fühlte sich Marie verbraucht und leer.

Keine Ahnung hat sie, was Armut bedeutet, denkt Marie. Noch in der dritten Sekundarklasse musste sie den ganzen Sommer über barfuss zur Schule gehen, im Winter darauf teilte sie die Schuhe mit ihrer Mutter. Bis der Vater eingezogen wurde, hatte sie nie alleine in einem Bett geschlafen. Jacken und Röcke fertigte die Mutter aus Stoffresten an. Freundlich sein, *c'est le métier du vendeur*, würde Herr Jelmoli sagen. «Kann ich Ihnen behilflich sein, gnädige Frau?» Ja, wer Geld hat, dem wird geholfen. Wer hat, dem wird gegeben, steht schon in der Bibel. Fragt sich nur, was mit denen geschieht, die nichts haben.

Vaters Schicksal belastet sie. Auch letzte Nacht schreckte sie schweisgebadet und nach Luft ringend hoch. Wie viel gäbe sie darum, sich wie diese Studenten im Oktagon sorglos dem Moment hingeben zu können. Ausgelassen herumtollen und glücklich sein! Ja, das Glück: Den einen wird es allein durch ihre Herkunft und ohne weiteres Zutun serviert. Ob sie auch einmal glücklich sein wird?

Und bedeutet Frausein tatsächlich verzichten, wie Anna Waser «ein gebrochenes Leben führen»? Nein, sie will sich nicht ihrem Schicksal überlassen. Leben will sie, die Liebe nicht nur aus den Romanen kennen, einem Märchenprinzen begegnen, einem Felix Althoff oder einem Heinz Letzin-

gen, wie in den Romanen von Courths-Mahler. Lange ist es her, als sie sich an einem schönen Plätzchen ins Gras gelegt hat, zum Himmel hinaufblickte, sich ausmalte, wie sie später einmal leben möchte, sich ein grosses Haus, einen lieben Mann und zwei Kinder herbeiwünschte, einen blondlockigen Knaben mit blauen Augen und ein braunhaariges wildes Mädlein. Sie wäre die beste Mutter, die man sich denken könnte, glaubte sie damals. Zusammen mit ihrem Ehemann würde sie ihren Kindern alles ermöglichen, Musik und Dichtung, Kunst und Bildung, alles sollte ihnen offenstehen. Sie sah sich am Abend mit ihrem Strickzeug am Ofen sitzen und sich an den Gedichten erfreuen, die ihr der Ehemann vortragen würde.

«Freiheit für unsere Genossen Trostel, Lippmann und Leibacher!», ist aus der Ferne zu hören. Drei junge Männer haben sich vom Mattensteg her dem Oktagon genähert, und einer von ihnen schwenkt einen Bund Zeitungen in die Höhe: «Verhaftet, weil sie gegen den Massenmord protestiert haben. Unterstützt unsere Märtyrer! Kauft die *Freie Jugend!*»

Von einem Moment auf den andern verändert sich die Stimmung, vorbei der Schabernack der Studenten, das Schäkern der Liebespaare und das Herumhocken der Soldaten. Oberkörper beginnen sich aufzurichten, argwöhnische Blicke werden den Eindringlingen zugeworfen, Handzeichen und wortlose Absprachen erfolgen, bis sich die Studentengruppe in Bewegung setzt. Weitere Passanten schliessen sich an, Soldaten, ältere Herren, vereint im Einvernehmen, dass sie die Provokation des Pöbels auf diesem Gelände nicht hinnehmen werden.

Verwünschungen und Drohungen sind zu hören, im Handumdrehen vergrössert sich die Menge, weitere Schaulustige gesellen sich dazu, Gestöcke werden drohend durch die Luft geschwungen. Trotz dem Gedränge kann Marie die Mütze erkennen, die sie vor ein paar Tagen dem jungen Mann verkauft hat. Fritz ist nichts mehr von seiner Selbstsicherheit anzumerken, Anspannung und Furcht sprechen aus seinen Augen.

Es ist blanker Hass, der den Zeitungsverkäufern entgegenschlägt. «Mä söt eu Schnuderer dä Grind usriisse», ruft ein älterer Herr. Ein Student

schimpft: «Wänn er nöd sofort Rueh gänd und abziend, dänn hued mir eu Schnuderbuebe eis an Grind.» – «Söttige Lusbuebe», ergänzt ein anderer, «sött mä ad Front schicke oder a ne Wand stelle und abeschüsse».

Unversehens stehen die Burschen einer gewaltigen Übermacht gegenüber. Bedrohlich ist die Situation, mehr als ungemütlich die Lage für diejenigen, die sich angemast haben, die Idylle der Platzspitzpromenade mit sozialistischer Propaganda zu stören. Einer schlägt ihnen die Zeitungen aus der Hand, andere stossen sie oder schlagen mit ihren Gehstöcken auf sie ein. Mit ihren Fäusten vermögen die Aktivisten nichts auszurichten, nur mit grösster Mühe gelingt es ihnen, sich einen Gang durch die Menge zu bahnen. An einen geordneten Rückzug ist nicht mehr zu denken. Bleibt einzig, sich unter dem Hohngelächter und den Schlägen der Menge möglichst schnell aus dem Staub zu machen.

In Zürich ist der Teufel los, seit im August der «Aufruf des guten schweizerischen Patrioten Gottfried Stutz an die Schweizer Armee» in der *Freien Jugend* veröffentlicht wurde. Der Aufruf, Soldatenräte und eine Proletenarmee zu bilden, sei Anstiftung zu Meuterei und Aufruhr, liess die Armeeführung unverzüglich verlauten. Wer diese Hetze verbreite, könne auf keinerlei Nachsicht zählen. Auf frischer Tat wurden Lippmann und Leibacher gefasst, als sie vor der Kaserne die Separatabzüge verteilten, als verantwortlicher Redaktor wurde Willy Trostel auf dem Sekretariat der Jugendorganisation verhaftet, als dieses durchsucht wurde. In Mundart hatte «Gottfried Stutz» die Soldaten zum Widerstand aufgefordert:

«S'wär gschyder, die schwizerisch Armee würd i corpere Händöpfel pflanze, als im Schützegrave liege und sich d "Schwindsucht hole. Das sötte d'Soldate inere Petition a Kummidante und an Bundesrat verlange. De Hunger isch doch für eus de grösser Find als alli Franzose und Italiener mitenand. Die sind froh, wänn mir ihne nüd tüend. Statt blauu Bohne wämer lieber wisse Böhnli fabriziere. Das wär bigoscht gschider. Und wänn ich im Schützegrave wär und würd en Prüss oder en Franzos oder en Italiener oder en Oestricher mit mir afange z'rede, so würdem säge: Sie meinsch du

nid, mir seiged dummi Chaibe, dass mer da fui enand gegenüber liegend, s'wär doch gschider, ihr würdet euri Bankiers am Chrage näh, wo de chaibe verfluechti Chrieg agfange händ, als dass er die arme Tüfel z'Tod schlönd. Dänn würd bimeid die Metzgerei bald ufhöre.»

Trotz aller Anstrengungen konnte die Polizei bisher nicht herausfinden, wer hinter dem unverschämten «Gottfried Stutz» steckt, der die Arbeiter auf so ungehörige Weise gegen die Landesverteidigung aufstachelt. Man vermutet Fritz Brupbacher, aber dem schlaunen Fuchs konnte bisher nichts nachgewiesen werden. Das Echo auf den Gottfried-Stutz-Artikel hat selbst die Jungsozialisten überrascht. Da ist ihnen ein wahrer Propagandacoup gelungen. Natürlich wollte man provozieren, Unfrieden ins Heer streuen, auf sich aufmerksam machen. Aber dass sich jetzt selbst die oberste Armeeführung und die höchsten Staatsorgane in diesem Ausmass mit ihnen beschäftigen, sie zu einem nationalen Thema geworden sind, damit hatten sie nicht rechnen können. Tatsächlich erzielt man die grösste Wirkung, wenn sich die Angriffe direkt gegen die Armee richten. Bereits im August 1916 machte General Wille in einem Brief an die Zürcher Regierung klar, dass die Insultierung der Armee durch die Jungburschen nicht länger geduldet werden könne.

Der dreiste Aufruf des Gottfried Stutz veranlasste die *Zürcher Post* zu einem scharfen Kommentar:

«Die anarchistelnde und antimilitaristische Freie Jugend richtet auf dem Gebiete der Jugenderziehung wahre Verwüstungen an. Verantwortlicher Redaktor des Blattes ist seit kurzer Zeit ein gewisser Trostel, den wir leider Deutschland nicht kurzerhand zurückerstatten können, weil der Mann sich rechtzeitig in der Schweiz eingekauft hat.»

Das politische Klima hat sich spürbar verschärft. Man ist zum Tanz bereit, wie die *Freie Jugend* in ihrer Ausgabe vom 27. August geschrieben hat:

«Wenn die Herren Militaristen einen Staats- und Tendenzprozess wollen, so sollen sie einen bekommen, dass ihnen Hören und Sehen vergeht. Heute ist schon gewiss, dass nicht die drei Genossen auf die Anklagebank kommen, sondern das System Wille und Kompagnie, der Übungsschlauch,

der Preussendrill und die Affären der letzten Jahre. Los ihr Herren, wir sind bereit! Will der Pfaff ein Tänzlein wagen – Wo Un wir ihm zum Tanz auftragen.»

Die Menge beim Oktagon hat sich aufgelöst, achtlos bleibt die *Freie Jugend* am Boden liegen. Bald wird sie der Wind in der ganzen Parkanlage verteilen. Marie kann kaum glauben, was sie eben mitangesehen hat. Wie schnell haben sich die gepflegten Manieren der Wohlständigen in Hass und Wut verwandelt. Die Stimmung hat sich seit ihrer Ankunft in der Stadt verändert, die Leute reagieren gereizt und es braucht wenig, bis die Höflichkeit in Gehässigkeit umschlägt – aber so etwas Gewalttätiges! Marie ringt um Fassung. Der Krieg verroht die Menschen, auch wenn ein Land gar nicht am Töten beteiligt ist. Wenigstens ist es Fritz gelungen, einigermaßen heil davonzukommen. Fast fürsorglich die Gefühle, die sie für ihn empfindet. Es beginnt bereits zu dämmern, als Marie den Heimweg antritt. Düster ist es auf Zürichs Strassen, seit aus Spargründen nicht mehr alle Laternen angezündet werden.

Der Schlag auf den Kopf hat gesessen. Mit dem Taschentuch, das er auf die Platzwunde über dem rechten Auge drückt, versucht Fritz das Blut notdürftig zu stillen. Aber nicht nur die Stockschläge, auch der Hass in den Gesichtern hat geschmerzt. Bis über den Mattensteg sind sie gerannt, dann vom Sihlquai sofort in die Hafnerstrasse eingebogen, erst an der Josefstrasse beginnen sie sich sicherer zu fühlen. Sie werden Rache nehmen für die erlittene Demütigung. War es tatsächlich die Jelmoliverkäuferin, die aus einiger Distanz die Szene beobachtet hat? Er glaubt, ihr schmales Gesicht erkannt zu haben, hat aber ihren Blick nicht gesucht, denn er hätte sie lieber unter anderen Umständen wiedergesehen. Es gibt Fritz zu denken, wie hasserfüllt die Spiessbürger geworden sind. Seit Wochen hetzt die *Neue Zürcher Zeitung* gegen die Sozialistische Jugend und die Emigranten.

Das Blatt der Kapitalisten tut alles, damit ihre Klientel sich weiterhin die Taschen füllen kann. Was ein Arbeiter sich mühevoll erkämpfen muss, wird den Herrensöhnchen in den Schoss gelegt. Während die gepuderten Dämchen in ihrer edlen Garderobe im Park flanieren, müssen Tausende von Arbeiterinnen diese Kleider unter erbärmlichen Bedingungen produzieren. Wieso auch die Zeit mit unnötigen Gedanken verschwenden? Sich vorzustellen, wie es sich anfühlt, wenn man täglich zehn Stunden in der gleichen Körperhaltung an der Webmaschine steht, könnte die zarten Gefühle dieser Obergestopften zu sehr strapazieren.

Sie werden zurückkehren, in Hundertschaften, die Parkanlage in Besitz nehmen, den verwöhnten Bürgersöhnchen eine tüchtige Tracht Prügel verpassen, sie spüren lassen, wer der Stärkere ist und wem die Zukunft gehört.

«Was sind wir für ein Volk, das seinen Brüdervölkern Millionen Mordwaffen in Gestalt von Munition liefert? Das ist die gemeinste aller Handlungen. Meuchelmord im grossen Stil», ist eine heisere Stimme zu hören. «Seht ihr nicht, wie das Volk, das der Welt als Leuchtturm vorangehen sollte, im Judasblut schwimmt, nur damit ein paar Kapitalisten ihre Geldsäcke füllen können?»

Dätwyler und Rotter, die beiden Friedensprediger, stehen unter einem hell leuchtenden Kandelaber und verteilen ihre Traktate. Seit Monaten sieht man sie fast täglich irgendwo auf einem Platz oder an einer Strassenecke in Zürich stehen. Sie halten Stegreifreden, verteilen Flugschriften gegen den Krieg und fordern den sofortigen Waffenstillstand, so lange, bis die Polizei auftaucht und versucht, sie festzunehmen.

Die ewigen Angriffe auf die Rüstungsbetriebe gehen Fritz auf die Nerven. Wenn die Schweiz nicht liefert, tut es ein anderer, damit lässt sich rein gar nichts erreichen. Da hat der Arbenz ausnahmsweise recht. Allein rund um Zürich, stand in seiner Mitteilung am Anschlagbrett, würden an die zehntausend Arbeiter und Arbeiterinnen ihr Auskommen durch die Fabri-

kation von Munition und Kriegsgeräten verdienen, die Automobil- und Maschinenindustrie wären da nicht einmal eingerechnet. Tausende von Arbeitsplätzen wären in Gefahr, wenn man, aus falsch verstandener Menschenliebe, diese Betriebe schliesse.

Im Sekretariat war niemand mehr anzutreffen. Erst im Volkshausrestaurant erkennt Fritz an einem gegenüberliegenden Tischchen das Gesicht mit der spitzen, leicht gekrümmten Nase. Als er sich durch die engen Gänge zwischen den Tischchen hindurchzwängt, achtet er nicht auf die Blicke der Leute. Ihm ist es egal, was sie von ihm und seinem blutverschmierten Gesicht denken. Er muss Münzenberg die Ereignisse berichten. Dieser sitzt – umringt von seinen Getreuen Bucher, Meyer und Mimiola – mit weit offenem Kragen entspannt auf einer Bank. Die Zigarette im Mundwinkel hört er sich an, wie sich Mimiola über General Wille auslässt.

Die Diskussion bezieht sich auf die sogenannte Benkener Affäre, die Tatsache, dass eine Grenzpatrouille den jüdischen Kaufmann Grünzweig erschoss, weil er ihr Haltezeichen ignoriert hatte. Nicht das war der Diskussionspunkt, sondern der anschliessende Kommentar des Generals, der im *Volksrecht* abgedruckt wurde und einen Entrüstungsturm unter den Schweizer Juden auslöste. Kopfschüttelnd liest Meyer nochmals Willes Worte vor:

«Wir sind froh, dass in dem betreffenden Auto, auf das die Dragoner des Schwadrons 18 geschossen haben, nicht etwa der Stadtpräsident von Schaffhausen oder ein berühmter Arzt aus Zürich, zu einem Kranken in Schaffhausen berufen, gegessen hat, sondern nur ein dreckiger, ausländischer Jude.»

Nicht nur ein Scharfmacher, auch ein elender Antisemit sei der Wille. Er sitze tatsächlich nicht mehr sicher im Sattel, bestätigt Münzenberg, aber man dürfe ihn nicht unterschätzen. Die Sozialistische Jugend gehöre ebenso wenig wie Grünzweig zu den «angesehenen Männern». «Wenn es drauf ankommt, werden auch wir wie Hasen abgeknallt», fährt Münzenberg fort und deutet mit seiner Hand eine Schussbewegung an.

Als Münzenberg endlich den geschundenen Genossen bemerkt, hält er einen Moment inne, lässt Fritz kurz den Ablauf der Ereignisse im Platzspitz schildern. Den Bürgersöhnchen eine Lektion erteilen? Münzenberg winkt ab: «Schiss haben sie, die Hosen gestrichen voll, der Tag der Abrechnung wird schon noch kommen.» Sie hätten im Moment Besseres zu tun, als sich mit diesen Muttersöhnchen rumzuprügeln. Der Moment sei ungünstig, sie seien gerade in einer wichtigen Strategiediskussion. Man möge ihn verarzten, ruft er zu Barthel am Nebentisch, um die Diskussion mit seinen Genossen fortführen zu können.

Die abweisende Reaktion kränkt Fritz. Wie schäbig, ihn einfach hängen zu lassen und weiterzureichen! Wenn Münzenberg selbst etwas zustösst, dann setzt er sich wortreich die Märtyrerkrone auf und streicht monatelang seine Heldentat heraus. Schon oft musste sich Fritz die Geschichte seiner Verhaftung anhören, die er bei jeder sich bietenden Gelegenheit zum Besten gibt. Münzenberg hatte sich bei einer Demonstration auf die Schienen gelegt, um eine Strassenbahn zu blockieren. Fritz ist es nicht verborgen geblieben, dass sich Münzenberg verändert hat. Die internen Kämpfe müssen ihm zugesetzt haben. Er ist dünnhäutiger geworden, umgibt sich mit den immer gleichen Leuten und verwickelt sich in zahlreiche Liebschaften mit Genossinnen. Adele Kluser weicht nicht mehr von seiner Seite, aber auch mit Fanny Ehrensperger soll er liiert sein.

Friedrich Barthel dagegen kümmert sich fürsorglich um Fritz. «He, Frieda, wir brauchen Verbandszeug für unseren Genossen», schreit er über mehrere Tische hinweg zur Serviertochter. Diese gibt zu verstehen, dass sie Barthels Anliegen erfasst habe, zuerst aber noch einen Gast bedienen müsse. Dass Barthel mit der Serviertochter Frieda Bertholdi gut steht, das weiss man. Seit einiger Zeit verbringt er fast jede freie Minute hier, wenn sie arbeitet. Geduldig wartet er bis Dienstschluss, um dann mit ihr in die Dachkammer zu steigen.

Barthel lässt sich die Geschichte der Schlägerei nochmals haargenau erzählen, ab und zu ein derbes Schimpfwort dazwischenrufend. Eine Schweinerei sei es, wie sie behandelt worden seien. Als Frieda endlich erscheint und die Schramme mit Watte und Alkohol desinfiziert, hat die Blu-

tung nachgelassen. Während Frieda mit ihren geschickten Händen die Wunde versorgt, dringt ihr Geruch in seine Nase, eine Mischung aus Schweiss, Rauch und einem Rosenparfum. Wohlige Gefühle steigen auf und lassen Fritz die Schmerzen vergessen. Er beneidet Barthel, schon oft hätte er sich gewünscht, er könnte sie an dessen Stelle begleiten. Viel zu schnell ist der Kopfverband angelegt und Frieda muss wieder an ihre Arbeit zurückkehren, die Vorsteherin des Restaurants, Fräulein Honegger, hat bereits ungeduldige Blicke herübergeworfen.

Mit Friedrich Barthel hat sich Fritz Einiger seit einigen Monaten angefreundet. Auch er ist ursprünglich Metallarbeiter, arbeitet jedoch seit einiger Zeit bei der National-Registerkassen-Gesellschaft. Er ist zwar nicht Mitglied der Jugendorganisation, wäre mit seinen fast vierzig Jahren auch viel zu alt, aber ein engagierter Aktivist ist er allemal. Immer dabei, wenn etwas läuft, immer aktiv in den Versammlungen oder wenns darum geht, antimilitaristische Flugblätter zu verteilen. Obwohl Barthel ein umgänglicher Typ ist, kann Fritz nicht verstehen, was die Frieda an ihm findet. Er ist viel zu alt für sie, seine dunklen Haare haben sich gegen die Stirn hin schon arg gelichtet, ein drahtiger, sehniger Typ, ziemlich unansehnlich und zudem wirkt sein modisches Schnurrbärtchen, auf englische Art coupirt, aufgesetzt. Ob Frieda weiss, was er ihm letzthin anvertraut hat? Eine Frau und vier Kinder warten in Pisa auf ihn.

Seine Schramme unter der Mütze ist nicht zu übersehen. Direkt neben dem Ausgang steht er im Regen, wie immer in seiner abgewetzten Joppe mit den zu kurzen Ärmeln. Welch eine Überraschung, Fritz vor dem Jelmoli anzutreffen! Ihn hätte Marie nun wirklich nicht erwartet. Kurze Verlegenheit. Ihr besorgter Blick auf die Wunde. Halb so wild, sehe schlimmer aus, als es sei, er werde es diesen elenden Fötzelsiechen schon noch heimzahlen. Jetzt würde er sie aber gerne nach Hause begleiten.

«Warum eigentlich nicht», antwortet Marie möglichst gelassen, «zu zweit ist es kurzweiliger». Sie schlägt den kleinen Umweg über die Platzspitzpromenade vor. Der Limmat entlang sei der Weg schöner, und ein bisschen Regen würde ihr nichts ausmachen. Sie habe ihren Schirm, und er mit seiner Mütze sei auch wetterfest. Jelmoli verkaufe schliesslich nur Qualitätsprodukte. Und wenn er keine Zeitungen verteile, habe er wohl nichts zu befürchten.

Obwohl Fritz den kleinen Seitenhieb nicht witzig findet, verzieht sich sein Gesicht zu einem Lächeln. Es dunkelt bereits, und der Mond zeigt sich schmalsichtig, als sie nach dem Durchqueren des Hauptbahnhofs in die Platzspitzpromenade einbiegen. Marie muss lachen, als sie an die Kundin mit dem Kurzhaarschnitt zurückdenkt. Nicht viel älter als sie, ein Bolero-Kleid wollte sie haben, für die Staatsexamensfeier ihres Bruders. Als sie es Fritz erzählt, verrät sein Blick, dass er keine Ahnung hat, wovon sie spricht. Ein vornehmes Damenkleid sei dies, bestehend aus Weste und Rock, eine Kombination, die zurzeit sehr in Mode sei. Worauf er ihr erzählt, wie er am Nachmittag mit Engländer und Winkelschraubenzieher einen Viertakt-Motor zusammenmontiert habe. Das erinnere sie an die englische Arbeitszeit, ob man diese bei ihnen auch schon eingeführt habe? Sei bloss zu hoffen, dass mit dem früheren Arbeitsschluss auch wirklich Kohlen eingespart werden können.

Vorsichtig tasten sie sich heran, suchen nach Anknüpfungspunkten für ihr Gespräch. Als Marie beginnt, vom Fronteinsatz ihres Vaters zu erzählen, horcht Fritz auf, will es genauer wissen.

Auf dem Drahtschmidlisteg überqueren sie die Limmat. Unter ihrem Schirm bleiben sie stehen, blicken schweigend auf die Regentropfen, die auf die Wasseroberfläche treffen. Ob wohl der Bruder ihr Geld für die Schuhe erhalten hat, geht es ihr auf einmal durch den Kopf. Er hätte ihr doch schon längstens antworten müssen. Nein, sie will nicht daran denken, nicht hier, nicht jetzt, fragt Fritz lieber, ob er in seinem Leben schon einmal glücklich gewesen sei.

Fritz zögert, starrt nachdenklich ins Wasser, fragt schliesslich, wie sie das meine. Nicht, weil er sie nicht verstanden hätte. Natürlich sprechen sie

manchmal im *Schwänli* über das Glück, sogar recht häufig, aber eher im allgemeinen Sinne. Das Glück des Einzelnen kann erst durch die Überwindung von Not und Unterdrückung aller erreicht werden, erinnert er sich an den Satz, den er einst gross in sein Quartheft geschrieben hat. Das Los der Arbeiter sei nicht gottgegeben, man müsse das Schicksal in die eigenen Hände nehmen. Aber sein ganz persönliches Glück? Vielleicht damals, als der Heiri Furrer ihn überredet hatte, auf eine Fahrt an den Egelsee mitzukommen und er die Sozialistische Jugend kennenlernte. Von der ersten Minute an wurde er akzeptiert.

Damals am Waldseelein nahm sein Leben eine Wendung. Sich für eine Idee einsetzen, um es einmal besser zu haben. Sich bilden, um scheinbar undurchschaubare Zusammenhänge zu begreifen. Er bekam einen Sinn im Leben, eine Zukunft, die etwas Besseres versprach, eine Zukunft, für die es sich zu kämpfen lohnt. Ungeordnete Gedanken schwirren ihm durch den Kopf. Dementsprechend verworren ist seine Antwort. Umständlich versucht er ihr seine Gefühle und Hoffnungen zu erklären, die ihn mit der Jugendorganisation verbinden. Er ist nicht sicher, ob sie ihn verstehen kann.

Marie geniesst seine Verlegenheit und wartet mit ihren Gedanken, um die Stille noch etwas auszudehnen: «Ich weiss, was du meinst. Ich frage mich nur, ob man Glück verschieben kann. Was geschieht, wenn sich deine Hoffnungen nicht erfüllen, die Welt weiterhin so ungerecht bleibt, wie sie eben ist? Und vielleicht... », Marie zögert einen Moment, «... gibt es einfach gar nicht genügend gute Menschen für eine gerechtere Welt». Der Regen hat nachgelassen, ruhig gleitet das schwarze Wasser der Limmat unter der Brücke hindurch. Erneut muss Fritz überlegen. Fragen, die er sich noch nie getraut hat, zu Ende zu denken. Seine Begeisterung hat schon gelitten, fast wahnsinnig machen ihn die vielen Eitelkeiten und Rivalitäten unter den Genossen. Ihm schwirrt oft der Kopf von all den gescheiterten Reden, die nicht selten in schäbigen Hahnenkämpfen und Schmähungen der Gegner enden. Immer wieder hat er sich über die Charakter-

schwächen vieler Genossen hinweggetröstet, seine Zweifel beiseitegeschoben und sich eingeredet, sie würden ja trotz allem das gleiche Ziel verfolgen. Doch wenn er daran denkt, dass Wirrköpfe wie Itschner und Waibel dereinst Macht über andere ausüben könnten, graust es ihm. Seine Gedanken und Befürchtungen äussert er nicht. Er wird Marie lediglich nochmals bestätigen, dass für ihn das Glück auf Erden ohne Gleichheit unter den Menschen nicht denkbar sei.

Ob er nicht zu hoch hinauswolle? Schön auf dem Boden bleiben, habe der Vater ihr jeweils gesagt. Sei es nicht hochmütig, zu glauben, dass alle das genau gleiche Glück wollen? Für sie gehöre das Glück ganz allein demjenigen, der es empfinden könne. Als kleines Mädchen habe sie den Vater manchmal zur Arbeit begleiten dürfen. Sie sei sich so wichtig vorgekommen, habe dagesessen und ihm zugesehen, wie er Wand um Wand bemalte. Manchmal musste sie ihm einen anderen Pinsel auf die Leiter hinaufreichen, und in der Pause durfte sie ihm einige Male den Znüni im Laden holen. Noch heute rieche sie gerne den Duft der Lösungsmittel. Damals sei sie einfach glücklich gewesen und hätte sich gewünscht, dass dieser Augenblick nie aufhören würde. Manchmal kehre dieses Gefühl zurück, oft nur für ein paar Atemzüge, während derer sie alles um sich herum vergessen könne.

Auch Fritz erinnert sich an solche Momente, seltene zwar, aber immerhin, es gab sie. Zum Beispiel im letzten Februar, als sie mit den Industriequartierlern zusammen auf dem Uetliberg eine Schlittelpartie unternahmen, Martha sich auf seinen Schlitten setzte, sie mit Jauchzen und Singen den Berg hinuntersausten, bis es sie in einer Kurve überdrehte, sie übereinander im Schnee landeten, sich kugelten vor Lachen, sich kaum noch erholen konnten, wie sie sich gegenseitig den Schnee wegwischten und am Schluss Schulter an Schulter in der Waldschenke des Arbeiter-Abstinenzbundes einen Punsch schlürften.

Als sie ihren Weg fortsetzen, werden die Gesprächspausen kürzer, manchmal ist von ihnen gar ein Lachen zu hören. Schon bald erreichen sie die Stampfenbachstrasse, wo sie von unten in die Hochfarbstrasse einbiegen.

Vor der Haustüre fragt ihn Marie, ob er gesehen habe, dass ab dem 17. Oktober im Lichtspieltheater *Roland* Gedenktage für Dorrit Weixler stattfänden. Sie habe sich vor ein paar Wochen einen Film von ihr mit ihrer Freundin angeschaut und sei hin und weg gewesen.

Fritz hat noch nie von dieser Schauspielerin gehört. Woher auch? Er ist kein Freund des Kinos. Zwar ist er zwei-, dreimal hingegangen, hat an den zittrigen Bildern durchaus Gefallen gefunden, aber es bleibt für ihn ein verderbliches Vergnügen, von dem man sich als Sozialist fernhalten sollte.

Marie scheint seine Gedanken zu erraten. «So einen Film musst du einfach gesehen haben», gerät sie ins Feuer, «das sind keine Schundfilme, einfach grossartig, wie sie spielt». Wenn sie daran denkt, dass sich die Schauspielerin vor einem Jahr erhängt hat, als sie sich im Sanatorium von ihrer Morphiumsucht erholen wollte, rührt es sie noch immer zu Tränen. So viel sie auch darüber nachdenkt, sie kann es sich nicht erklären, warum eine Weixler, die doch alles hatte, ihr Leben einfach weggeworfen hat.

«Ich würde sie so gerne nochmals sehen, aber alleine getraue ich mich nicht nach Aussersihl, und seit meine Freundin einen Verehrer hat, findet sie nicht mehr viel Zeit für mich.» Fritz hat verstanden. Er könne sie schon begleiten, das *Roland* sei ja nicht weit von seinem Wohnort entfernt, erwidert er, bevor er ihr zum Abschied einen kurzen Kuss auf den Mund drückt und schnell in der Dunkelheit verschwindet.

Metallige Kratzgeräusche sind aus der Stube zu hören, als Marie die Haustüre hinter sich zuzieht. Mit schwarzen Händen kniet Fräulein Stähli vor dem Ofen und versucht das rauchige Ungetüm wieder in Gang zu setzen. Die selbst gepressten Briketts, erklärt sie, würden schlecht brennen und einen üblen Geruch verbreiten. Nur Arger hätte man mit ihnen. Marie nickt mit einem Kopf, der gerade woanders weilt. Sie zieht das lauwarne Kirschensteinkissen aus dem Ofenrohr und will sich verabschieden. Ein Brief sei gekommen, sie habe ihn auf das Bett gelegt, teilt Fräulein Stähli mit und schiebt im Ofen ein Brikett nach. Die Wärme der Kirschensteine

geniessend, steigt sie in ihre Kammer hoch. Hat ihr Bruder sich endlich für das Geld bedankt?

Im fahlen Licht der Petroleumlampe ergreift sie das Couvert. Eine ungewohnt zittrige Schrift, der Stempel der Deutschen Feldpost, ein Lebenszeichen von ihrem Vater. Endlich.

Meine inniggeliebte Tochter

Ich hoffe, Du bist wohlauf. Leider kann ich Dir nichts Erfreuliches berichten. Ich liege verwundet im Lazarett. Ein Granatsplitter hat mich im Bein getroffen, eigentlich wäre die Verletzung nicht so schlimm, wenn nur der Wundbrand nicht wäre.

Wir erhielten den Befehl, vorzurücken, von unserer Stellung aus sollten wir von Süden her auf das Dorf Reuteldeck vordringen. Doch die britische Abwehr setzte uns zu, und wir hatten grosse Verluste zu beklagen. Im Vergleich zu vielen meiner Kameraden hatte ich noch Glück. Ich hoffe, dass ich bald wieder gesunde und zu Euch zurückkehren kann. Ich würde Euch so gerne wiederssehen. Dein Papa.

Marie muss sich setzen. Ist es wirklich die Schrift des Vaters, ist sie tatsächlich gemeint? Immer wieder liest sie die Zeilen. Wenn er nur durchkommt. Gleich wie, einfach nur überleben, diesen Krieg, der alle unglücklich macht. Sie versucht, die Tränen zurückzuhalten, ihr Atem stockt, bis das ganze Elend aus ihr herausbricht und sie hemmungslos zu schluchzen beginnt. Als sie das Licht löscht, fürchtet sie sich das erste Mal vor der Dunkelheit.

Herr Jelmoli hat es sich nicht nehmen lassen, kurz vor der Laden-Öffnung sein Personal zusammenzurufen, um auf das Truppene- filee vom Sonntag, dem 14. Oktober, hinzuweisen. Grösste Anerkennung gebühre den tapferen Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten der Bataillone 66, 70 und 71, die über Monate ihren Dienst am Vaterland verrichtet hätten. Man sei ihnen zu grösstem Dank verpflichtet. Durch ihre treue Pflichterfüllung

sei die Schweiz bisher von den Schrecken des Krieges verschont geblieben. Noch seien der Sorgen viele. Aber wenn alle mithelfen würden, jeder ergeben an seinem Platz seine Aufgabe verrichte, dann habe das Land keinen Feind zu fürchten. Er werde sich selbstverständlich die Truppenparade ansehen. Es wäre für die Soldaten sicher eine grosse Freude, wenn sie es ihm gleichtäten. In der Kantine, er werde sie ausnahmsweise am Sonntag offenhalten, stehe für alle seine Angestellten und ihre Angehörigen eine kräftigende Suppe bereit. Auch Zürcher und Schweizer Fähnchen habe er parat, damit sie die stolzen Wehrmänner in den Farben der Heimat begrüssen könnten.

Ein warmer Herbstregen zieht über die Stadt. Marie ist spät dran. Das Gespräch mit Fräulein Stähli hat sich in die Länge gezogen. Sie zeigte gar kein Verständnis dafür, dass Marie sich die Militärparade ansehen wolle und ihr nicht im Wald beim Holz sammeln helfe. Ob ihr eigentlich bewusst sei, warf ihr die Stähli an den Kopf, was es bedeute, dass die Stadt diesen Winter einen Drittel des Brennmaterials einsparen müsse. Wer nicht vorsorge, werde es noch bitter bereuen.

Auf zwölf Uhr ist sie mit Fanny verabredet. Als sie über den Leonhardsplatz hastet, fällt ihr Blick auf einen Kriegsversehrten, der auf der Plattform eines Trams steht. Sie zuckt zusammen. Dort, wo sich eigentlich das Kinn befinden sollte, hängt nur noch ein Stück Fleisch herunter, ein rotes, von unzähligen Operationsnarben verunstaltetes Stück Fleisch. Grauenhaft. Marie möchte weitergehen, kann nicht, unentwegt muss sie auf das verstümmelte Gesicht starren. Sie wundert sich, dass niemand anders sich über diesen grässlichen Anblick Gedanken zu machen scheint. Menschen werden zerschmettert, und niemand nimmt Anstoss. Für einen Moment treffen sich ihre Blicke. Entsetzt blickt sie in die blauen Augen des Mannes. Schamröte steigt ihr ins Gesicht. Sie weiss, dass es sich nicht gehört, einen Menschen derart anzustarren. Trotzdem schafft sie es nicht, ihren

Blick von diesem zerschundenen Narbengesicht loszureissen. Es dauert ewig, bis sich das Tram endlich in Bewegung setzt und sich der Verstümmelte von ihr entfernt. Nun sollte sie sich beeilen, Fanny erwartet sie, doch ihre Füße weigern sich, schneller zu gehen.

Mit einer kurzen Entschuldigung besänftigt sie eine missgestimmte Fanny, die beim Herkulesbrunnen über eine Viertelstunde auf sie warten musste.

An der Bahnhofstrasse herrscht Jahrmarktstimmung. Verkäufer preisen Andenken und Souvenirs an: Mobilmachungsmedaillen mit dem Bild des Generals, Postkarten mit Mutter Helvetia, die, mit Schild und Schwert bewaffnet, schützend ihre Hand über die Soldaten hält. Besonders beliebt sind die Karten der Schweizerischen Fliegerabteilung. Wenn sie gar noch mit einer Originalunterschrift von Oskar Bider oder Theodor Borrer versehen sind, dann gehen sie weg wie warme Semmeln. Immer mehr Menschen strömen aus den Häusern und bilden entlang der Bahnhofstrasse ein dichtes Spalier. Auch an Fenstern und auf Balkonen stehen Schaulustige, die sich das Spektakel nicht entgehen lassen wollen.

Während Fanny munter drauflos erzählt – von ihrem neuen Verehrer, der leider wegen familiären Verpflichtungen nicht kommen konnte, sie aber bald in seinem Haus einführen wolle – erinnert sich Marie, wie sie ein paar Wochen zuvor hier im Regen gestanden sind und den Umzug der Arbeiter verfolgt haben. Zwei Kundgebungen, und trotzdem hätte die Situation nicht unterschiedlicher sein können. Die Stimmung damals wirkte bedrohlich, während heute eher Volksfestlaune herrscht.

Geduld ist gefordert, denn die Truppen haben sich verspätet. Zwischen zwölf und ein Uhr sollten sie eintreffen. Doch es wird gut halb zwei, bis aus der Ferne das Armeespiel ertönt. Noch am Morgen seien sie in Bremgarten gewesen und nun im Marschschritt nach Zürich geeilt. Vor der Sihlbrücke zupfen sie ein letztes Mal die Uniform zurecht und pflanzen ihr Bajonett auf. Körbe voller Blumen stehen bereit, um die Truppe und ihre Pferde festlich zu schmücken.

Dann ist so weit. Durchnässt, mit vollgepacktem Tornister, zeigen sich die ersten müden Gesichter. Hinter der Flagge und dem Bataillonsspiel führt der Oberstleutnant seine Truppe an. Ihm folgen die Kavallerie, von Pferden gezogene Laffetenwagen mit den Mitrailleusen, die Spezialeinheiten und am Schluss in Viererkolonnen die Infanteristen mit geschultertem Gewehr und aufgesetztem Bajonett. Mit Eichenlaub an den Tschakos, Astern in den Läufen der Langgewehre und Vergissmeinnicht an den Tornistern marschieren sie in Reih und Glied durch die Bahnhofstrasse.

Fast ausgelassen, wie die Zürcher und Zürcherinnen ihre Wehrmänner begrüssen. Hochrufe ertönen, Fähnchen und Tücher werden geschwenkt, Hüte in die Luft gehoben. Ein wahrer Triumphzug. Und als das Militärspiel das *Rufst du, mein Vaterland anstimmt*, ertönt aus Tausend Kehlen: «Heil dir, Helvetia! Hast noch der Söhne ja ...».

Wachtmeister Steiner verrichtet vor dem Warenhaus Brann seinen Ordnungsdienst. Auch ihn reisst die Stimmung mit. Gewiss, der Aufmarsch ist nicht mit dem Volksfest zu vergleichen, das im September 1912 für den deutschen Kaiser über die Bühne ging. Unglaublich, was damals geschah, welche Begeisterung er bei der Zürcher Bevölkerung auslöste. Er wird den Moment nie vergessen, als Kaiser Wilhelm in seiner Paradeuniform mit dem Bundesrat und der Zürcher Regierung nur wenige Meter an ihm vorbeisritt. Trotz allem erscheint ihm der heutige Vorbeimarsch der müden Soldaten fast noch feierlicher. Pflicht und Treue – Begriffe, die in gewissen Kreisen aus der Mode geraten sind – kommen hier noch zu Ehren. Für einen Moment treten die Menschen ins Rampenlicht, die etwas für das Land geleistet haben. Solange diese die grosse Mehrheit bilden, hat das Land nichts zu befürchten, denkt Steiner und zupft beruhigt an seinem Schnurrbart.

Gerade als ein aufgeschrecktes Pferd eines Kavalleristen aus der Reihe ausbricht, erhascht Steiner durch die Lücke auf der gegenüberliegenden Strassenseite einen Blick auf Fräulein Weisshaupt, das sich mit ihrer

Freundin unterhält. Ein hübsches Fräulein, adrett gekleidet. Leider hat sich seit ihrem abrupten Abschied nach dem Radrennen keine Möglichkeit für ein Wiedersehen ergeben. Ihm scheint sogar, sie gehe ihm regelrecht aus dem Weg. Vergeblich hat er einige Male nach der Arbeit auf der Bahnhofbrücke auf sie gewartet.

Eifrig winkt Fanny mit dem Zürcher Fähnchen, manchen Soldaten wirft sie ein Kuschhändchen zu. Ihre Laune beginnt sich erst zu verschlechtern, als sie von den neuen Kinoöffnungszeiten zu erzählen beginnt. Ihr würde es nichts ausmachen, wenn die Kinos erst ab sieben Uhr abends geöffnet hätten, aber dass sie an zwölf Tagen im Monat geschlossen blieben, wolle ihr nicht in den Kopf. Das mit dem Kohlen- und Stromsparen sei bestimmt ein Vorwand, man gönne den Leuten einfach ihr Vergnügen nicht.

Marie mag nicht darauf antworten, sie hat im Moment andere Sorgen. Sie beobachtet die Gesichter der im Takt der Musik vorbeimarschierenden Soldaten. In kerzengerader, tadelloser Haltung winken sie, sichtbar erfreut über den Empfang. Marie betrachtet die Maschinengewehre, die offen auf ihren Lafetten montiert sind – fürchterlich. Zum ersten Mal hat sie diese Waffe, ein Ungetüm zwischen Gewehr und Kanone, vor Augen. «Über hundert Schüsse pro Minute kann eine solche Mitrailleuse abfeuern», erklärt ein Vater vor ihnen begeistert seinem Sohn. Marie wird plötzlich schwarz vor Augen. Es dauert einen Augenblick, bis Fanny bemerkt, dass sie kreideweiss neben ihr auf dem nassen Boden liegt. Aufregung entsteht. Menschen beugen sich über sie, klatschen mit der flachen Hand auf ihre Wange, rufen nach Wasser, bis ein herbeigeeilter Polizist sich der Bewusstlosen annimmt, sofort nach einer Sanität ruft und sie in einen Hausgang getragen wird.

Als Marie zu sich kommt, zittert sie. Über hundert Schüsse pro Minute, und durch jeden kann ein anderer getötet oder verstümmelt werden. Sie versucht sich zu erinnern, hört die Stimme von Wachtmeister Steiner, der Anweisungen erteilt. Es brauche einen Arzt, die Leute sollten weiter zu-

rücktretten. Eine Krankenschwester spricht beruhigend auf sie ein, ein Schwächeanfall sei es, nichts Seltenes bei jungen Frauen, sie müsse viel trinken, sie solle sich noch etwas ausruhen, und danach brauche sie jemanden, der sie nach Hause begleite. Ihr Blick sucht Fanny.

Steiner zögert mit Anklopfen, er liebt diese Rapporte nicht. Er fühlt sich wie in einem Kreuzverhör, wenn der Chef ihn mit durchdringendem Blick betrachtet und auf präzise Antworten wartet. Haargenaue Aussagen wünscht er zu hören. Ein strenger, aber kein schlechter Kommandant, der Kunz, nur leider neigt er zu Schwermut. Noch nie hat er ihn lachen gesehen.

Als Steiner die Türe öffnet, sitzt der Kommandant am Pult und spricht ins Telefon. «Ich würde es begrüßen, wenn Sie von der Direktion aus bei den Bundesbehörden vorstellig werden, damit Sie eine Ausfuhrbewilligung für zehn Schachteln durchsetzen können.» Ohne das Gespräch zu unterbrechen, fordert er den Eintretenden mit einem leichten Kopfnicken auf, sich zu setzen. Steiners Blick fällt auf den etwas schief hängenden Stich hinter dem Schreibtisch, eine kolorierte Ansicht der Stadt. Im Vordergrund sind die Zunfthäuser der Constaffel und der Zimmerleute am Limmatquai zu sehen.

«Nein, von Schneider in Wien sind die Folien nicht mehr erhältlich, sie wurden bereits zweimal an der Grenze abgefangen. Mit Professor Barbieri waren wir in Kontakt, aber es ist ihm nicht gelungen, einen Ersatzstoff herzustellen.»

Im Bildhintergrund rechts die Glarneralpen. Steiner sucht nach dem Claridenstock. Ein Gewaltsaufstieg war das damals vom Klausenpass her, im Sommer 1913, als er mit zwei Turnkameraden über das Iswändli zum Clariden hochstieg.

«Für die Spurensicherung des Kriminaldienstes sind die Folien absolut unentbehrlich. Wir wissen nicht, wie wir sonst Daktyloskopien erstellen können.»

Der Stich muss noch aus der Zeit vor dem Bau der Quaianlage stammen, noch ist die Schiffanlegestelle beim Rathaus in Betrieb.

«In Ordnung, ich danke für Ihre Bemühungen.» Kunz setzt den Hörer auf die Gabel, schliesst das Dossier und legt es auf den Stapel zurück. Mit einem kräftigen «Guten Morgen» wird der Wachtmeister begrüsst, und dieser erwidert den Gruss mit der Hand am Käppi.

«Sie wissen, warum ich Sie habe rufen lassen, Steiner. Wegen der Sitzung mit Herrn Regierungsrat Wettstein. Er befürchtet, dass die Ereignisse in Russland die Situation mit der unruhigen Arbeiterschaft weiter verschärfen, nicht grundlos – bereits haben Solidaritätsveranstaltungen stattgefunden, weitere sind geplant. Weiter ging es auch um die ausländischen Refraktäre und insbesondere um Münzenberg. Wie beurteilen Sie ihn?»

Kunz hatte ihm das Thema bereits in der kurzen Notiz angekündigt, die er ihm zukommen liess. Steiner weiss, was ihn nun erwartet. Er darf sich nicht aus der Ruhe bringen lassen, der Kommandant wird ihm mit regungsloser Miene zuhören und zwischendurch ein paar Notizen machen. Knapp und sachlich wünscht er die Berichterstattung.

«Münzenberg ist ein äusserst durchtriebener Berufsrevolutionär, frech, schnoddrig, ein begnadeter Verkünder der Revolution. Er übt einen verderblichen Einfluss auf die Arbeiterjugend aus und man sollte ihn möglichst schnell an die Grenze stellen.»

«Wie steht er zu den Gewaltexzessen?»

«Nach meiner Einschätzung eher ein Schwärmer als ein Gewalttäter. Er ist zwar überzeugter Antimilitarist, aber er hat bisher noch nie zu Gewalttaten aufgefordert, im Gegenteil, er hat eher davor gewarnt.»

«Wie gefährlich ist er?»

«Die Gefährlichkeit von Münzenberg liegt in seiner Gerissenheit. Er weiss genau, wie weit er gehen darf, sodass es schwierig ist, ihn strafrechtlich zu belangen. Weil ein Grossteil der Arbeiterschaft kriegsmüde ist, fallen seine Ideen leider auf fruchtbaren Boden.»

«Unterschätzen Sie die Gefahr nicht, Wachtmeister. Wir haben es mit einem durchtriebenen Feind zu tun, ohne Furcht vor Gesetz und Staatsgewalt. Doch nun können wir Münzenberg vielleicht das Handwerk legen. Dies verdanken wir einem Füsilier namens Knabenhans aus der Kompanie 1/75, der im letzten April den Dienst verweigert hat. Er bezeichnete sich als Schüler Münzenbergs. Als solcher, wie auch als Jungburschenvorstand in Arbon sei er nicht in der Lage, Dienst zu leisten. Es ist offensichtlich, dass Füsilier Knabenhans aufgehetzt worden ist. Er habe so konfuses, unverdautes Zeug gesprochen, dass man sofort merkte, dass er wie ein Papagei Angelerntes nachplappere, steht im Einvernahmeprotokoll. Damit wäre eindeutig der Tatbestand der Aufhetzung gegen die Armee erfüllt. Ich habe mich an den Untersuchungsrichter des Divisionsgerichtes 6B in Basel gewendet, damit er uns die Akten schickt. Ich möchte, dass Sie den Fall übernehmen.»

«Jawohl, Herr Hauptmann.»

«Die Sache genießt hohe Priorität. Und wie weit sind Sie mit der Anfrage der Bundesanwaltschaft betreffend der neuen Zeitschrift?»

«Der Bericht ist in Bearbeitung. Wir vermuten die Leute um Herzog dahinter. Allerdings soll der Absatz der *Forderung* nur mässig sein. Herzog hat in einem Flugblatt angekündigt, eine Rede zur Dienstverweigerung zu halten. Korporal Fischer wird in Zivil daran teilnehmen und die Ohren offenhalten.»

«In Ordnung, machen Sie aber vorwärts. Ihre Untersuchungsergebnisse in der Gottfried-Stutz-Affäre haben die Bundesanwaltschaft nicht zufriedengestellt. Auch nach fast drei Monaten kennen wir den Urheber des Pamphlets noch nicht. Was glauben Sie, wie werden sich die Ereignisse in Russland auf unsere unruhige Arbeiterschaft auswirken?»

Auf diese Frage ist Steiner nicht vorbereitet. Er wartet einen Augenblick, ehe er antwortet, und sagt dann so gefasst wie möglich: «Ich vermute, dass sie besonders die radikalen Kräfte beflügeln werden, ihr Selbstbewusstsein ist schon jetzt völlig übersteigert. Einige sollen sich in einem

wahren Rauschzustand befinden, so stark ist ihr Glaube, dass sie mit Russland im Rücken bald überall die Macht ergreifen werden.»

«Danke. Ich erwarte möglichst schnell Ihre Berichte. Rapport beendet.»

Kaminrauch hängt über der Stadt, als sich Frau Einiger frühmorgens auf den Weg zum Markt begibt. Strassenwischer kehren, einen Stumpfen im Mundwinkel, mit ihren langen Reisigbesen Papierchen und Glasscherben zu einem Haufen zusammen und schaufeln sie auf den Schubkarren. Eisenhändler Duttweiler stellt seine Wannen und Eimer aufs Trottoir, und beim Restaurant Strauss schleppen zwei Kutscher Bierkisten ins Innere.

Frau Einiger muss sich beeilen, denn heute ist Waschtag, sie hat bereits in aller Frühe den Bottich eingeheizt und die Wäsche eingelegt. Sie denkt an die tägliche Rechnerei. Sogar bei den allernotwendigsten Dingen muss man sich sagen, geht nicht, zu teuer. Gestern erlebte sie einen Glücksmoment, sie hatte Geld in der Haushaltskasse. Sofort ging sie zum Merz an die Löwenstrasse und erstand ein Kilogramm Ochsenfleisch für zwei Franken. Man muss sich zwischendurch ja auch mal etwas gönnen.

Nach den Bahngleisen kommt ihr aus der Zwinglistrasse Mannhart, der Lehrer von Max, entgegen. Ungelegen, sie hat heute keine Zeit für lange Plaudereien. Schon hebt er den Hut und bleibt vor ihr stehen. Wie es ihr gehe? Der Max halte sich gut in der Schule, ein guter Rechner, anständig und ordentlich. Er könne nichts Nachteiliges über ihn sagen.

Frau Einiger nickt zufrieden und will sich verabschieden, doch Mannhart schneidet ein anderes Thema an: «Die Gesundheit der Kinder bereitet mir Sorgen. Als ich aus dem Dienst zurückgekehrt bin, waren viele Kinder magerer und bleicher als zuvor.»

«Ich achte sehr darauf, dass die Kinder tüchtig essen, aber Sie können mir glauben, leicht ist das nicht immer, genug auf den Tisch zu bekommen», antwortet Frau Einiger etwas unwillig.

«Ja, wir leben in schwierigen Zeiten», stimmt ihr der Lehrer zu. «Aber es freut mich, dass Sie dem Wohl Ihrer Kinder Beachtung schenken. Leider gibt es noch immer Eltern, die zu wenig auf die richtige Ernährung der Kinder achten. Von einer Familie aus meiner Klasse weiss ich mit Sicherheit, dass der Vater dem Kind zu Hause die Schulsuppe wegisst.»

«Ja, schlimme Zeiten!», bestätigt die Mutter. «Viele Familien befinden sich in einer misslichen Lage.» Sie freue sich, dass der Max sich in der Schule anständig benehme. Er dürfe es ihr jedoch nicht übelnehmen, sie müsse weiter, sie sei auf dem Weg zum Markt, habe heute Waschtag, «auf Wiedersehen». Und hastet davon.

«Übrigens, Wegerichsirup und Hafermus sind sehr nahrhaft, besonders in der kalten Jahreszeit!», ruft er ihr nach. Doch Frau Einiger hört nichts mehr.

Auf dem Helvetiaplatz herrscht Aufruhr. Zwei aufgebrauchte Frauen versuchen, den Mohrrübenkorb einer Marktfrau auszukippen, weil diese sich geweigert hat, einen Preisnachlass zu gewähren. Viel zu hohe Preise würden die Bauern verlangen. Sie könnten das einfach nicht mehr bezahlen.

Bald ist die Marktfrau von über zwanzig Frauen umringt. «Wenn ihr die Preise nicht bezahlen könnt, dann gibt es auch nichts! Geht lieber heim putzen und waschen, statt hier herumzuschimpfen!» Die Städter hätten wohl das Gefühl, auf dem Land lebe man im Schlaraffenland und könne nach Lust und Laune Schinken, Speck, Käse und Eier verspeisen. Keine Ahnung hätten sie, welche Entbehrungen sie erleiden müssten. Und im Übrigen sei es kein Schleck, frühmorgens die Waren vom hinteren Wehntal nach Zürich zu karren.

«Legt doch eure Eier selber, wenn ihr unsere nicht wollt», mischt sich ein bärtiger Bauer ein. «Aber dann lasst uns bitte in Ruhe.»

«Richtig», wird die Frau auch von einem anderen Marktfahrer unterstützt, der dazu geeilt ist und sich nun breitbeinig vor den wütenden Käuferinnen aufbaut: «Heutzutage scheinen die Leute nicht mehr zu wissen,

was ‚Mein und Dein‘ ist. Wie Raubgesindel ist man am vorletzten Sonntag über mein Feld hergefallen, nahm sich Kartoffeln, Rüben, Kabis, ganz wie es beliebte. Und als ich die Diebe vertreiben wollte, warfen sie mir Schimpfwörter an den Kopf, die ich hier besser nicht wiederhole. Ich sage euch, das nächste Mal mache ich nicht mehr viel Federlesens und verteidige mein Feld mit dem Knüppel.»

Die letzten Worte gehen im Radau unter. «Lüge!», «Not kennt kein Gebot!», «Recht haben sie, wenn sie holen, was sie brauchen!», «Unverschämt, solche Preise zu heischen!», «Wo sind die vielen Kartoffeln geblieben, die ihr geerntet habt?», hört man die Frauen aus der Menge heraus schimpfen.

«Zürich Stadt und Zürich Land sind wie zwei Finger an einer Hand», hat die *Neue Zürcher Zeitung* bereits im April geschrieben, bemüht, die sich verschlechternde Beziehung zwischen der produzierenden Landschaft und der konsumierenden Stadt zu entschärfen. Mit wenig Erfolg. Zu gross ist die Kluft, die sich aufgetan hat. Das Empfinden der Städter, dass sich die Bauern auf ihre Kosten bereichern, lässt sich nicht so leicht aus der Welt schaffen.

Frau Einiger hat keine Zeit, sich darüber aufzuhalten, sie muss schauen, dass sie möglichst schnell in die Waschküche kommt. Sie besorgt sich Kabis, Salat und Rüben, und schon eilt sie nach Hause zurück.

Für zehn Rappen hat sich Korporal Fischer an der Ecke Kanonengasse/Zeughausstrasse eine *Forderung* erstanden. «Zeitschrift für Sozialistische Endzielpolitik», was immer das sein soll. Er schüttelt den Kopf. Mit der sorgfältig gerollten Zeitung unter dem Arm trifft er verspätet im verrauchten Hinterzimmer des Restaurants Sonne ein und bestellt sein Bier. Alles wirkt schäbig und heruntergekommen. Junge und alte Arbeiter sitzen Zigaretten rauchend an ihren Tischen, ein Geruch nach Knoblauch und Schweiss steigt in Fischers Nase.

Ein delikater Auftrag: Weitere Informationen zu den Hintermännern der Zeitung werden benötigt. Steiner wirkte nervöser als sonst, als er ihn anwies, Namen von Schreiberlingen, Druckereien und Kolporteuren zu beschaffen. Alles, was er ausfindig machen könne, müsse er haben. Die Angelegenheit sei dringend, damit man endlich den ganzen Sumpf trockenlegen könne. Tönt einfacher, als es ist. Man ist misstrauisch geworden bei den Jungburschen, das macht die Observierungsaufträge heikel. Schon letztes Mal schlug ihm eine feindliche Stimmung entgegen.

«Soll ein Sozialist zur Vaterlandsverteidigung einrücken oder nicht?», brüllt Herzog zu Beginn seiner Rede in die Menge. Fischer kann nicht verstehen, wie man eine solche Frage überhaupt stellen kann. An der Grenze kann man den Kanonendonner von der anderen Seite vernehmen, von überall her droht dem Vaterland Gefahr. Und ausgerechnet jetzt, wo mehr denn je ein geeintes Volk, eine starke Regierung und eine schlagfertige Armee verlangt sind, wagt einer daran zu rütteln.

«Kameraden, Genossen», fährt Herzog, die Blicke der Menge genießend, fort. «Manchmal erinnere ich mich an die Zeiten, als man uns Schweizer Buben in der Schule vom schönen Vaterland berichtete, dieses Gebilde als etwas Grosses und Hehres hinstellte. Damals glaubte ich diese Märchen, doch als ich die wirklichen Zusammenhänge erfuhr, ist mein Patriotismus für immer zum Teufel gegangen. Wir haben zwar keinen Kaiser, aber dafür sieben Advokaten mit unbeschränkten Vollmachten. Das ist nicht besser.»

Fischer hört nur mit halbem Ohr hin. Ihm fällt es schwer, Leute mit einer solchen Gesinnung ernst zu nehmen. Unwohl ist's ihm in dieser Umgebung. Um die achtzig Männer und knapp ein Dutzend Frauen sind anwesend. Beängstigend viele. Dass auch Frauen hier sind, will ihm nicht in den Kopf. Weder braucht sie das zu beschäftigen noch haben diese an öffentlichen Versammlungen etwas verloren. Verflixte Flintenweiber! Kürzlich hat der Greulich im Kantonsrat gar allen Ernstes das Frauenstimmrecht gefordert. Sozialistische Hirngespinnste! «*Das Weib gehört ins Haus, und es schweige in der Gemeinde*», mehr gibt es dazu nicht zu sagen. Fast kör-

perliche Schmerzen bereitet es ihm, sich dieses dumme Geschwätz anzuhören. Ein Geist der Meuterei herrsche in der Armee, nicht um Grenzschutz, sondern um die Knechtung der Arbeiter und den Schutz von Streikbrechern gehe es. Dieser Nörgler plustert sich auf wie ein Truthahn, aber in Tat und Wahrheit hat er von Tuten und Blasen keine Ahnung.

Fischers Blick fällt auf Herzogs Kleidung. Alles soll zufällig wirken, offenes blauweisses Hemd mit ausladendem Kragen, in die Stirn fallende, schwarze Haarsträhnen. Aber rein gar nichts an seiner Aufmachung ist zufällig, alles zielt auf Wirkung, mit jedem Wort, jeder Geste versucht er Nonchalance auszudrücken, Nonchalance als Ausdruck der Rebellion und Abscheu dem verhassten Spiessbürgertum gegenüber.

Herzogs raue Stimme erfüllt den Raum: «Die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat kann sich nur durch die Zerstörung des bürgerlichen Staates vollziehen. Lasst uns mit Massenaktionen des Proletariats die Klassenherrschaft der Bourgeoisie stürzen. Machen wir aus dem Krieg der Herrschenden einen Bürgerkrieg für den Sozialismus.»

In diesem Saal herrscht Krieg, geht es Fischer durch den Kopf, ein Krieg der Worte. Worte, die Herzog so lange in die Köpfe hämmert, bis sie geglaubt werden. Ein gewandter Redner, das muss Fischer zugeben. Er peitscht die Leute auf, sodass sich kaum jemand getraut, ihm zu widersprechen. Nur Hohn und Spott hat er übrig für diejenigen, die nicht bereit sind, ihm zu folgen.

Beunruhigt bemerkt Fischer, wie Itschner mit einem jungen Burschen mit blondem, strähnigem Haar tuschelt. Die drohenden Blicke gelten ihm. «Mit der Schiaucherei», vernimmt er wieder- Herzogs Stimme, «drückt man die Menschen zu gedankenlosen Maschinen hinunter. Die Zeit wird kommen, in der die Arbeiter nicht mehr so saudumm-patriotisch sein werden, um für die bürgerliche Scheindemokratie Militärdienst zu leisten. Soll man einrücken oder nicht? Ja, vorläufig geht es nicht anders, die andern sind die Stärkeren, aber treiben wir überall, wo wir sind, Agitation, lernen wir das Waffenhandwerk für die Revolution.»

Herzogs Stimme steigt nach und nach in eine höhere Tonlage, auch hat die Kadenz der Beleidigungen und Schimpfwörter merklich zugenommen, ein untrügliches Zeichen, dass sich die Rede dem Ende zuneigt: «Entweder stirbt der Kapitalismus am Aufstand des Volkes, oder das Volk stirbt am Fortbestand des Kapitalismus. Unser Kampf ist revolutionär in seinen Zielen, und nur von den Feinden hängt es ab, ob er auch revolutionär in seinen Formen werde. Alle Mittel sind uns recht. Wir scheuen weder Barrikade noch Generalstreik. Nur eines wollen wir; den Sturz des Kapitalismus noch mit eigenen Augen sehen!»

Der Beifall ist noch nicht verebbt, auch Fischer nickt vorsichtig und nimmt einen Schluck Bier zu sich, als der Blonde in den Saal hineinschreit: «Sollen wir, bevor wir mit der Diskussion anfangen, nicht noch die Spitzel aus dem Saal werfen?» Sein Blick fällt auf Fischer. Was die hier zu suchen hätten, wird aus der Versammlung eingeworfen, ob keine Türkontrollen gemacht worden seien? Ein anderer entgegnet: «Lassen wir die doch, dann hören sie mal etwas Gescheites, schliesslich ist es eine öffentliche Versammlung.»

Fischer überlegt. Sitzenbleiben oder möglichst schnell den Saal verlassen? Nur raus hier! Verfolgt von einigen Genossen, die ihn mit Fusstritten und Fäusten traktieren, versucht er, die Türe zu erreichen. «Zieh Leine, elendes Spitzelschwein!», hallt es ihm nach, als er endlich im Freien steht. Ohne sich umzudrehen, eilt er auf die Polizeikaserne zu.

Pünktlich steht Oberst Reiser, der Platzkommandant der Kaserne Zürich, vor der Bürotüre von Regierungspräsident Wettstein an der Kirchgasse 48. Der untersetzte Magistrat empfängt den Uniformierten mit einem warmen Händedruck, fordert ihn mit einer Geste auf, sich zu setzen und bietet ihm eine Brissago an. Nachdem er dem Obersten Feuer gegeben und dieser seinen Stumpfen in Rauch gesetzt hat, macht sich Wettstein an der eigenen

Zigarre zu schaffen. Er lehnt sich in seinem Sessel zurück und bläst eine dicke Rauchwolke in die Luft, als er auf die deutsche Krieganleihe zu sprechen kommt. Überraschend hoch sei die siebte Anleihe gezeichnet worden, über zwölfteinhalf Milliarden Mark hätte sie eingetragen, ein Beweis, dass die wirtschaftliche und finanzielle Kraft des Kaiserreichs nach wie vor intakt sei.

Sich am angenehmen Duft seiner Zigarre erfreuend, nimmt Reiser einen weiteren Zug, bevor er der Einschätzung Wettsteins zustimmt. Das Ergebnis beweise, dass die Blockadepolitik der Entente ein Schlag ins Wasser sei. Die Entente täte gut daran, jetzt auf die Friedensinitiative des Papstes einzutreten.

Tatsächlich hat der Erfolg der Anleihe im vierten Kriegsjahr erstaunt, die katholischen *Neuen Zürcher Nachrichten* bezeichnen in ihrer Ausgabe vom 22. Oktober den Erfolg gar als die «*siegreiche Entscheidungsschlacht auf dem Gebiete der Kriegswirtschaft*».

Aber es ist ein anderer Grund, den Oberst Reiser zum Regierungsratspräsidenten geführt hat. Er käme im Auftrag des Generals, die Armeeführung erachte die Situation in Zürich als äusserst bedenklich. Die armeefeindliche Stimmung habe ein Ausmass angenommen, das nicht mehr zu tolerieren sei. Die extreme Zimmerwald-Richtung beginne sich unter den Sozialisten immer mehr durchzusetzen.

«Zumindest führen die damaligen Konferenzteilnehmer Grimm, Nobs und diese Rosa Bloch heute das grosse Wort», unterbricht ihn Wettstein. «Bei den Nationalratswahlen am vergangenen Wochenende gelang der Zimmerwald-Richtung dennoch kein entscheidender Durchbruch innerhalb der Sozialdemokraten. Und ausserdem: Auch wenn die Sozialdemokraten zugelegt haben, der befürchtete Erdrutsch blieb aus.»

«Das ändert nichts an der Situation. Über fünfzehntausend Deserteure und Refraktäre haben sich seit Kriegsbeginn in der Schweiz angesammelt. Das stellt eine ernste Gefahr für die nationale Sicherheit dar. Dieses Gesindel übt einen äusserst verderblichen Einfluss auf die hiesigen Sozialisten und insbesondere auf die Jugend aus.» Er fächert mit der Hand die Rauchwolke seiner Zigarre weg, zieht einen Stapel Flugblätter, Zeitschrif-

ten und Pamphlete aus einer Mappe und legt sie dem Magistraten auf den Tisch.

«Das ist das Resultat, eine beispiellose Hetze gegen unsere Armee ist im Gang, ungestraft wird Tag für Tag die Moral der Truppe untergraben. Am wildesten gebärden sich die sozialistischen Jungburschen. Ununterbrochen hetzen sie gegen die Armee. Mit allen Mitteln versuchen sie, bürgerkriegsähnliche Zustände heraufzubeschwören. Dies ist das allerwenigste, was wir in der jetzigen Lage gebrauchen können. Ausländische Staaten werden dadurch nachgerade zu einer Intervention eingeladen. Man muss endlich entschlossen gegen dieses Lumpenpack vorgehen.»

Man erwarte von der Zürcher Regierung, fährt Reiser fort, dass sie ihre Verantwortung wahrnehme und dem gesetzlosen Zustand möglichst schnell ein Ende bereite. Die Leute müssten wissen, dass man sich nicht scheue, Gewalt anzuwenden, um die staatliche Ordnung und die Ruhe der Bürger zu schützen. Falls die Zürcher Regierung dazu nicht in der Lage sei, stehe die Armee bereit, um diese Aufgabe zu übernehmen. In diesem Fall würden sie sich von der Regierung weitgehende Vollmachten erbitten.

Wettstein streift vorsichtig die Asche der Zigarre in den Aschenbecher und bedankt sich für die Bereitschaft der Armee zur Unterstützung. Man werde gegebenenfalls gerne davon Gebrauch machen. Er stimme der Beurteilung des Platzkommandanten zu, dass die bisherige Beschwichtigungspolitik nicht zum Ziel geführt habe. Es entspräche auch der Einschätzung der Zürcher Regierung, dass das tolerierbare Mass überschritten sei und nun konsequent gegen Gesetzesübertretungen vorgegangen werden müsse.

Wettstein berichtet dem Obersten von den Industriellen und Gewerbetreibenden, die ihm seit geraumer Zeit mit Beschwerdebriefen und Petitionen im Nacken sässen. Selbst mit Bürgerwehren hätten sie gedroht. Aber der demokratisch legitimierte Staat dürfe das Gewaltmonopol keinesfalls aus der Hand geben.

«Ja, wenn die Mühlen der Demokratie nur nicht so langsam mahlen würden!», entgegnet Reiser, der Wettsteins Bemerkung auch als Seitenhieb gen-

gen die Armee verstanden hat, bevor er den Stummel im Aschenbecher ausdrückt. Er würde das Angebot der Armee sehr schätzen, beschwichtigt Wettstein, doch er denke, dass sie trotz der nicht immer einfachen Zusammenarbeit mit der Stadtregierung im Moment noch in der Lage seien, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten.

Jetzt, wo die Tage kälter werden, macht sich der Kohlenmangel immer empfindlicher bemerkbar. Um Heizkosten zu sparen, haben die Schulen die Herbstferien auf die kalte Jahreszeit verschoben, die Büros und Fabriken führen die englische Arbeitszeit ein, um früher zu schliessen, und die Öffnungszeiten von Kinos, Theatern und Tanzlokalen werden eingeschränkt.

Mitten in diese Malaise war die Meldung geplatzt: Der Allrussische Sowjet-Kongress hatte in St. Petersburg unter der Führung von Leo Trotzki den Sitz der Kerenski-Regierung erstürmt und alle Minister verhaftet. Lenin war aus seinem Versteck aufgetaucht und am 7. November im Petersburger Sowjet begeistert empfangen worden. Das war das Ereignis, worauf viele Sozialisten seit Jahren gewartet haben, der Kampf war nicht vergeblich, endlich schreibt das Proletariat Geschichte, endlich wird der menschlichen Arbeitskraft ihre wahre Bedeutung zugewiesen. Hoffnung keimt auf, Hoffnung auf einen baldigen Frieden, Hoffnung auf die endgültige Befreiung der Bedrückten vom Joch der Ausbeutung. Täglich treffen Augenzeugenberichte, Meldungen und Gerüchte ein: Die Truppen Kerenskis in Auflösung begriffen, Lenins Maximalziele werden erfüllt, erfolgreiches Taktieren der Bolschewiki. Nun gilt es, die Massen in einem ständigen Zustand der Erregung zu halten, sie an Aufruhr und Strassenkampf zu gewöhnen – der grosse Befreiungsschlag naht.

Als Marie am Morgen des 15. November auf das noch feuchte Kopfsteinpflaster tritt, hat es aufgehört zu regnen. Ein Blick zum Himmel lässt keine Wetterbesserung erwarten. In den Fingern spürt sie den Muskelkater. Stundenlang stand sie gestern Abend mit Fräulein Stähli in der Küche, um Abfälle, Tannzapfen und Laub mit gekauften Hobelspänen und Torfmehl zu Briketts zu pressen. Vorsorgen muss man jetzt, will man den Winter überstehen. Dringend bräuchte sie auch einen wärmeren Mantel. Höchste Zeit, sich bei den Restposten umzusehen.

Marie schaut vorsichtig nach links und rechts, bis sie nach längerem Warten zwischen den Droschken und Automobilen den Bahnhofplatz überqueren kann. Sie ist mit den Tücken der Stadt vertrauter geworden. Noch liegt ihre Ankunft in Zürich nicht lange zurück, und doch kommt es ihr wie eine halbe Ewigkeit vor.

Sie ringt nach Atem, spürt einen Druck auf ihrer Brust, als ob sie mit einem Fassreifen zusammengezwängt würde. Sicher, die Luft ist stickiger geworden, seit immer dichtere Rauchschwaden aus Fabrikschlotten und Kaminen aufsteigen und in ihren Augen brennen. Aber dies ist nicht der einzige Grund, der sie seit Tagen um Schlaf und Appetit bringt.

In der Garderobe fragt Fanny, ob alles in Ordnung sei. Sie mache sich seit ihrem Schwächeanfall Sorgen. Bleichsucht oder Blutarmut vermute sie. Sie empfehle ihr Winklers Eisen-Essenz, ein wahres Wundermittel, verbessere das Blut und die Säfte und kräftige auch die Nerven. Sie brauche sich keine Sorgen zu machen, sie habe nur schlecht geschlafen, versucht Marie zu beruhigen. So richtig will es ihr, blass und mit dunklen Ringen unter den Augen, nicht gelingen.

Erneut ruft Herr Jelmoli das Personal vor Arbeitsbeginn im Eingangsbereich zusammen. In letzter Zeit sind es auffällig viele Ansprachen gewesen. Was er wohl damit beabsichtigt? Lange dreht es sich um Weihnachten und um die Attraktionen und Glanzlichter, die den Kunden geboten werden, bis er zu seinem Lieblingsthema gelangt. «Im Hause Jelmoli zu arbeiten», fährt er mit seiner tragenden Stimme fort, «darf nicht lediglich eine Pflicht sein, die man erledigt. Sie alle kennen das Sprichwort: ‚Seine Pflicht zur Lust sich machen, wer’s getan, hat leichte Sachen‘. Und wir wollen dem Kunden nicht einfach etwas verkaufen, geschätzte Mitarbeiter. Wir haben vielmehr eine Mission zu erfüllen. Zufrieden soll ein Kunde unser Geschäft verlassen, wie ein König soll er sich fühlen. Dies wird nur möglich, wenn Sie jeden Kunden so freundlich empfangen, wie Sie es mit einem Gast bei sich zu Hause täten.»

Wie Hohn tönen diese Worte in Maries Ohr, auch wenn sie nur mit halbem hinhört. Sie beschäftigt mehr, warum sich Fritz seit bald drei Wochen nicht mehr hat blicken lassen. Seit dem vermaledeiten Kinobesuch. Als alberne Liebesgeschichte hat er das *Fräulein Piccolo* abgetan, sich über die elenden Schundfilme ausgelassen. Vielleicht war es der falsche Film für ihn, aber dies berechtigt ihn noch lange nicht, sich wie ein Lümmel zu benehmen. Richtiggehend proletenhaft! Nicht mal im Ansatz hat er versucht, das Hintergründige der Handlung zu verstehen. Vielleicht tut sie ihm unrecht, aber dass er ausserhalb seiner sozialistischen Vorstellungswelt so phantasielos ist, hätte sie nicht für möglich gehalten.

«Die Dinge ungewöhnlich gut machen», hört Marie Herrn Jelmoli weiterchwadronieren. «Auch die geringste Arbeit frohgemut erledigen.» – Ja, frohgemut, immer frohgemut sein, immer lächeln, denkt Marie, ganz gleichgültig, wie es einem zumute ist. – «Von unserem Auftrag, der Gemeinschaft zu dienen», fährt der Patron fort und wechselt in eine schärfere Tonlage, «lassen wir uns durch Drohung und Gewalt nicht abhalten, die Pressionen anarchistischer Kreise müssen ein Ende finden. Was sich in den letzten Monaten während der Demonstrationen der Arbeiter ereignet hat, hat dem Ansehen unserer Stadt grössten Schaden zugefügt. Deshalb hat sich der Zürcher Detaillisten-Verband mit einer Eingabe an den Stadtrat gewandt und gefordert, dass sämtliche Demonstrationen verboten werden und die Polizei endlich wieder Recht und Ordnung durchsetzt. Selbstverständlich stehen die Warenhäuser voll und ganz hinter dieser Petition. Wir lassen uns nicht einschüchtern, nein, wir werden in Zukunft gegen jede Nötigung entschieden Widerstand leisten.»

Fritz Einiger gähnt, als er mit seinem Fahrrad auf das Fabrikgelände einbiegt. Bis spät in die Nacht stritten sie gestern einmal mehr um die Armeefrage. Obwohl keine neuen Argumente aufgetaucht waren, ging es drunter und drüber. Kleinbürgerlicher Unsinn sei die Dienstverweigerung, schrien die Gegner, es gelte die Armee zu revolutionieren, die Kriegsverdrossen-

heit der Arbeiterklasse zu nutzen und sie in den revolutionären Endkampf zu führen. «Dummes Zeug», erwiderten die Befürworter, erst wenn sich die Arbeiter massenhaft weigerten, auf ihre Brüder zu schießen, würde der Krieg ein Ende finden.

Es ist schon zwei Minuten nach sechs, als Fritz im blauen Arbeitsgewand an den Lastwagen- und Motorenteilen vorbei an seinen Arbeitsplatz hastet. Seine Kollegen stehen bereits an der Werkbank. Zwar gehen die Worte des Werkmeisters im Lärm unter, doch auch sein Blick macht klar, dass Fritz sich beeilen soll, dann werde er es nochmals durchgehen lassen und keine Meldung erstatten.

Unverzüglich die Drehbank in Bewegung setzen, den ledernen Transmissionsriemen von der Decke an die Antriebsscheibe legen und Werkstücke, Metallbolzen und Schrauben vorbereiten. Bald wird auch an Fritz Arbeitsplatz gehämmert, geschliffen und geschraubt. Die Handgriffe am Vierzylinder-Viertakter sind Routine. Er mag den Geruch der Öle und Schmiermittel, erträgt auch den Lärm in der Montagehalle, obwohl man zeitweise sein eigenes Wort nicht versteht. Manchmal wundern sich seine Arbeitskollegen über die Gewissenhaftigkeit, mit der Fritz an seinen Motoren hantiert. Nur weil man ausgenützt wird, heisst dies noch lange nicht, dass die Arbeit nur Last und Fron zu sein braucht. Im Gegensatz zu einigen Genossen, die mit einer Karriere in der Gewerkschaft oder der Partei liebäugeln, stört es Fritz nicht, wenn bei der Buez die Hände schmutzig werden. Nur kann er nicht einsehen, warum er mit seiner Arbeit die Kassen und Tresore der Reichen füllen soll.

Kurz nach der Mittagspause, Fritz montiert gerade den Zahnradantrieb für den Kühlwasserkreislauf, klopft ihm unvermittelt der Werkmeister auf die Schulter und richtet ihm aus, dass der Chef ihn sprechen wolle. Auf Fritz' besorgten Blick folgt nur ein Achselzucken. Hat der Werkmeister doch noch Meldung erstattet, ist ihm sonst etwas zu Ohren gekommen?

Erst zweimal stand er im Büro von Ingenieur Arbenz, bei seiner Einstellung und letztthin, als der Chef die Teilnehmer des halbtägigen Generalstreiks massregelte. Arbenz gilt als strenger Patron, der nicht grundlos von seinen Untergebenen gefürchtet wird. Mit seiner harten Haltung hatte er im Streikjahr 1906 weitherum für Aufsehen gesorgt. Keinen Millimeter wich er zurück: Alle Arbeiter wurden entlassen und neue eingestellt. Aber vielleicht ist es gerade diese Härte, die ihn als Unternehmer so erfolgreich macht, bis nach Russland, Java und Sumatra werden seine Lastwagen geliefert, auch in Deutschland sollen seine Fahrzeuge einen ausgezeichneten Ruf genießen. Wenn er in der Fabrikhalle auftaucht, ist er ganz Patron, korrigiert da Handgriffe, erteilt dort Anweisungen. «Wie läuft's?», «Hat die Frau schon geboren?», richtet er manchmal jovial das Wort an den einen oder andern Angestellten.

«Herein», antwortet eine Stimme aus dem Innern auf das Klopfen der Vorzimmerdame. Wie damals in der Schule kommt es Fritz vor, als er vor das Lehrerpult treten musste, weil er gelacht hatte, als dem Lehrer die Kreide abgebrochen war, und er wusste, dass es nun eine Ohrfeige absetzen würde. Unerträglich, dieses Ausgeliefertsein.

Mit der Mütze in der Hand tritt er nun vor den massigen Schreibtisch, dahinter der knapp vierzigjährige Arbenz mit der breiten Knollennase und der fliehenden Stirn. Vor diesem ein Buch mit Tabellen, in dem er Zahlen vergleicht und am Rand Notizen anbringt. Bedächtig schraubt er den Deckel auf den Füllfederhalter und trocknet mit dem Löschblatt-Stempel die Tinte, bis er seinen Blick durch die Brillengläser auf den Arbeiter in seinem överschmierten Gewand richtet.

«Sie sind ein tüchtiger Arbeiter», beginnt Arbenz das Gespräch. «Man ist zufrieden mit Ihrer Arbeit, Sie sind noch jung, könnten es zum Werkmeister schaffen. Ich habe Sie jedoch wegen etwas anderem rufen lassen. Mir ist zu Ohren gekommen, dass Sie in schlechte Gesellschaft geraten

sind, sich seit einiger Zeit bei der Sozialistischen Jugend herumtreiben. Darf ich wissen, wie lange schon?»

Mit den Augen die geometrischen Muster des Teppichs fixierend, knetet Fritz noch fester an seiner Mütze, spürt, wie sich der Blick des Chefs auf ihn richtet. Er musste immer damit rechnen, dass Arbenz davon erfahren würde. Trotzdem hat er dies nie ernsthaft in Betracht gezogen. Wie damals in der Schule gibt es kein Entrinnen mehr.

«Seit gut einem Jahr», antwortet Fritz auf die kürzest mögliche Weise.

«Ich verfolge das Treiben dieser Gruppierung schon seit geraumer Zeit und stelle mit Entsetzen fest, wie respektlos man mit Gesetz und Eigentum in Ihren Kreisen umgeht.»

«Ich verstehe nicht, wie Sie das meinen. Ich mach' nichts Ungesetzliches. Ich bilde mich weiter, gehe an Vorträge und Kurse, zum Beispiel in Literatur und Kunst... oder am Sonntag gehen wir auf Wanderungen.»

«Nichts gegen Bildung, ich bin der Letzte, der etwas dagegen hätte, aber darum geht es nicht. Merken Sie nicht, dass man Sie aufwiegelt und zur Unmoral anstachelt? Wer nicht frühzeitig lernt, sich in unsere Gesellschaft einzuordnen und sich Demut und Opferbereitschaft auferlegt, bringt es nirgendwo hin.»

«Ich habe bisher meine Arbeit immer ordentlich gemacht. Noch nie gab es Reklamationen. Ich verfolge ehrbare Ziele. Auch wenn die Zeitungen viele Unwahrheiten über uns Jungburschen schreiben.

«Ehrbare Ziele? Und warum kommt es zu den Ausschreitungen, Drohungen und Anpöbeleien?»

«Das sind nicht wir... das sind andere Gruppierungen, die sich der Führung widersetzen. Wir versuchten einige Male sie zurückzuhalten. Sie...»

«Was geht mich das an», fährt Arbenz dazwischen. «Tatsache bleibt: Das Verhalten ist inakzeptabel.»

Arbenz hat sich in Rage geredet, braucht einen Moment, um wieder zu sich zu kommen. Er drückt sich in den Sessel. Gemächlich nimmt er die

Brille von der Nase, saugt mit seinen Lippen an deren Bügelende und betrachtet mit prüfendem Blick seinen Arbeiter.

«Absolut inakzeptabel», wiederholt er. Einen Moment lang blicken sie sich in die Augen. «Aber Liniger, mal ehrlich. Was wollen Sie dort? Sie könnten Ihre freie Zeit doch für Sinnvolleres verwenden. Ich habe genügend Erfahrungen mit den Sozialisten gemacht. Das sind notorische Nörgler und Miesmacher, die alles niederreißen wollen. Kaputtmachen ist einfach, aufbauen, erhalten und Neues schaffen ist schwierig. Wer schaut dafür, dass Sie jede Woche Ihren Lohn erhalten? Wem haben Sie es zu verdanken, dass wir Tuch für Kleider, Leder für Schuhe, Papier für Zeitungen und Bücher haben? Sicher nicht Ihren Genossen! Dazu braucht es mehr. Einsatzfreudige und initiative Menschen, die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen und Werke zu schaffen. Das ewige Kritisieren und Unruhestiften passt einfach nicht zu unserem biederen Schweizer Sinn.»

Fritz' feuchte Hände klammern sich noch fester an die Mütze. In seinem Kopf spürt er eine eigenartige Leere. So sehr er sich anstrengt, ihm fällt keine Entgegnung mehr ein.

«Der langen Rede kurzer Sinn: Sie müssen sich entscheiden: Wollen Sie weiter bei mir arbeiten, die Möglichkeiten nutzen, die ich Ihnen biete, oder wollen Sie sich von diesen Schwindlern missbrauchen lassen? Beides geht nicht zusammen. Entweder Sie erklären sich schriftlich bereit, sich fortan jeglichen Kontakts mit den Jungburschen zu enthalten – oder ich muss Sie entlassen. Ich dulde keine Aufwiegler in meinem Betrieb.»

Noch immer steht Fritz wie angewurzelt auf dem Teppich, schaut auf den Boden und ringt nach Worten.

«Sie sind nicht sehr gesprächig. Überlegen Sie es sich, Liniger! Nur weil Sie es sind, räume ich Ihnen eine letzte Frist zur Regelung der Angelegenheit ein. Es wäre schade, wenn wir auf Sie verzichten müssten, aber es gibt genügend Leute, die nur darauf warten, Ihre Arbeit zu übernehmen. Übrigens: Ihren Vater können wir leider nicht weiterbeschäftigen, seine

Leistungen sind absolut unbefriedigend. Mit einer Kopfbewegung hin zum Ausgang ist das Gespräch für ihn beendet.

Punkt acht Uhr öffnet Steiner die Eingangstüre zur Polizeikaserne. Bevor er sich an die Arbeit macht, schreitet er in seinem Büro zum Ofen, um seine Hände zu wärmen. Noch immer liegt die leidige Anfrage der Bundesanwaltschaft auf dem Schreibtisch, noch ist der Bericht bruchstückhaft, wichtige Teile fehlen. Steiner verabscheut unfertige Arbeiten.

«Stimmt es, dass dieses Blatt die antimilitaristische Dienstverweigerung verherrlicht und zur Steuerverweigerung und zum Generalstreik aufruft?», lautet die Frage der Bundesanwaltschaft, die es zu beantworten gilt. Namen der Beteiligten, Herausgeber, Drucker und Schreiber der *Forderung* wollen sie wissen, und von jeder bisherigen Nummer ein Exemplar in die Hände bekommen. Wenn es gelingt, alle Teile zu einem Ganzen zusammenzufügen, kann das Nest endlich ausgeräuchert werden.

Steiner breitet die dritte Ausgabe der Zeitschrift vor sich aus. Die Radikalität der Ziele hätte man bis vor Kurzem kaum für möglich gehalten.

«Der Sozialismus bricht an! Er kann in Russland nur siegen, wenn er auch in der Schweiz und überall in Europa siegt. Die grosse Zeit des Blutgeldsackes des Kapitalismus ist vorbei und es naht unsere grosse Zeit des Sozialismus. Unsere Pflicht ist, die soziale Revolution auch in der Schweiz zu entfachen, sonst sind wir Verräter und Deserteure der Revolution.»

So denken Menschen, die den Bezug zur Realität verloren haben. Doch so absurd die Worte auch sein mögen, viel Neues kann er darin nicht erkennen. Schon immer entsprach dies den Maximalforderungen der Parteilinken, lange bevor Münzenberg, Herzog, Platten und wie sie alle heissen in Erscheinung traten. Neu ist einzig die Tatsache, dass die Jungen – aufgestachelt durch die Ereignisse in Russland – die Forderungen auch tatsächlich umsetzen wollen.

Wer das Gefühl hat, sich unmittelbar vor der Revolution zu befinden, ist in der Wahl der Mittel nicht zimperlich. Daher das bedenkliche Benehmen. Dabei vergessen sie eine kleine, aber nicht unwesentliche Tatsache: Aussersihl ist nicht die Schweiz. Ausserhalb der industrialisierten Zonen stossen ihre Ideen kaum auf Interesse. Egal, wen man fragen würde, einen Wirt im Säuliamt, einen Bäcker im Wehnthai oder einen Weinbauern an der Goldküste, keiner möchte mit denen etwas zu tun haben. Eher wäre ihnen eine tüchtige Tracht Prügel gewiss.

Die letzten Nationalratswahlen haben die wahren Kräfteverhältnisse gezeigt. Trotz Erhöhung ihres Wähleranteils schaffen die Sozialdemokraten kaum Mandatsgewinne. Steiner ist abgeschweift. Nochmals die Fakten abgleichen und die richtigen Schlüsse ziehen. Wo war er stehen geblieben? Fest steht, dass der vorbestrafte Hans Heinrich Itschner als verantwortlicher Redaktor zeichnet. Geboren am 12. Dezember 1887, Schriftsetzer und Schriftsteller, eine höchst zwielichtige Figur, dreimal vorbestraft wegen Sacharinschmuggels, Nötigung und Ehrverletzung, wird den Anarchisten zugerechnet, unterhält Beziehung zum Entente-Agenten Wulfsohn, der als volkswirtschaftlicher Experte für Handelsspionage an der britischen Gesandtschaft arbeitet. «Wie steht er zu Münzenberg?», kritzelt Steiner mit Bleistift an den Blattrand.

Die Acklin scheint einen extravaganten Lebensstil zu führen, leistet sich teure Kleidung und Toilette. «Steht auch sie in Verbindung zum britischen Geheimdienst?», notiert Steiner. Vielleicht steht die ganze Bande letzten Endes im Dienste der Engländer. Die aktive Unterhöhlung der Wehrkraft des Feindes ist inzwischen zu einem probaten Kampfmittel geworden. Deutschland unterstützt die Bolschewiki, und die Briten versuchen sozialistische Propaganda nach Deutschland zu schleusen.

Itschner soll auch an der Gewerkschaftsversammlung vom 12. November das grosse Wort geführt haben, er bezeichnete dort die sozialdemokratischen Mitglieder der Notstandskommission als Versager, forderte die Rationierung der Wohnungen und die Festlegung von Höchstmieten. Schluss

mit Versammlungen und Petitionen, habe er in den Saal gerufen, man müsse zur direkten Aktion übergehen, die Villen am Zürichberg besetzen. «Räuchern wir die Hamsternester am Zürichberg aus», habe er wortwörtlich geäußert.

Der Observierungsauftrag von Fischer war ein Debakel. Mit schmerzverzerrtem Gesicht zeigte er Steiner die Blutergüsse am Rücken und berichtete von den Vorkommnissen. Nur wenig brauchbare Notizen brachte er zu Papier. Steiner ist beunruhigt. Immer schwieriger wird es, gesicherte Informationen zu beschaffen. Wer bestimmt eigentlich bei den Jungburschen? Noch immer ist unklar, ob Münzenberg seinen Laden noch im Griff hat oder ob nicht über die Fanatiker um Herzog ausländische Geheimdienste die Fäden in die Hand genommen haben.

«Brausebad ohne Seife und Wäsche, das macht dreissig Rappen!»

«Schon wieder aufgeschlagen?», fragt Fritz mürrisch, während er das Geld aus der Tasche kramt. Schweigend deutet der Mann an der Kasse auf das Plakat an der Wand und drückt Fritz die Karte in die Hand: Neue Preise ab 1. November. Seife und Wäsche bleiben gleich. Zudem gilt zu beachten, dass das Bad ab sofort von Samstagabend bis Dienstagmittag wegen Kohlenmangels geschlossen bleibt.

Ein Wannenbad kann er sich nicht leisten. Ihm ist elend zumute, als er sich im Warteraum in die Reihe stellt. Ein Versager, auf der ganzen Linie ein Versager ist er. Er könnte sich die Haare raufen, wenn er daran denkt, wie saudumm er sich nach dem Kino gegenüber Marie benommen hat. Er kann sich nicht erklären, welchen Teufel ihn geritten hat, als er sich über den Film und die Weixler lustig gemacht hat, grossspurig verkündete, es sei Schund, zeige nur dekadente Verhältnisse, ein Zerrbild der Wirklichkeit. Was hatte er damit erreicht? Sie schnappte ein und sprach auf dem

ganzen Heimweg kein Wort mehr. Und beim Arbenz hat er sich durchgestottert. Nicht gerade grandios, wie er sich aus der Affäre gezogen hat.

Glücklicherweise muss Fritz nicht lange warten, bis ihm eine Duschzelle zugewiesen wird. Sorgfältig legt er seine Kleider über den Bügel, und schon bald ergiesst sich der warme Wasserstrahl über ihn. Er hat wirklich nicht gut ausgesehen vor Arbenz. Aber, was sollte er machen, bei diesem Schweinekerl? Er ist ihm ausgeliefert. Tagtäglich verdingt er sich, tagtäglich muss er akzeptieren, dass seine Arbeitskraft weit unter dem tatsächlichen Wert entlohnt wird. Was soll daran falsch sein, genügend zu essen, Respekt und ein wenig Freude einzufordern?

Für einen Moment schliesst er die Augen. Herrlich, wie es sich anfühlt, wenn Schweiß und Schmutz sich vom Körper lösen und die gräuliche Brühe zum Abflussrohr rinnt. Alles wegspülen. Ideale haben, das mag ja schön und gut sein, aber gegessen hat man davon nicht. Eigentlich logisch, und doch scheint es ihm ein abwegiger Gedanke. Unter dem wohligen Strahl des Wassers überlegt er, ob er selber darauf gekommen ist oder ob er die Worte irgendwo gehört hat. Er weiss es nicht mehr. Seife spritzt ihm ins Auge und als das höllische Brennen allmählich nachlässt, grübelt er weiter, welche Folgen seine Entlassung hätte. Eines ist sicher: Die Familie würde endgültig ins Elend gestossen. Welche Schmach wäre es, wenn man Fürsorge beanspruchen müsste, vornehme Damen vom Zürichberg zu ihnen nach Hause kämen, ihre Wohnung inspizierten und ihnen gnädigst ein paar Batzen zukommen liessen.

Während er die letzten Schaumreste abspült, kommt ihm Brupbacher in den Sinn, der manchmal Aussersihl als «Negerdorf» bezeichnet, um sich über die bürgerliche Überheblichkeit lustig zu machen, mit der die Reichen auf die Arbeiter heruntersehen. Sie glauben, nur sie wüssten, was richtig und gut ist. Oder wie Arbenz es sagte: Nur die Kapitalisten sind in der Lage, Werke zu schaffen. Fritz greift zum Handtuch und reibt sich die Haare trocken.

Zeugt es von Feigheit, wenn man den eingeschlagenen Weg verlässt oder von Charakter, wenn man die Kraft für einen Neubeginn hat? Fritz

hat noch immer keine Antwort gefunden, als ihm vor dem Volkshaus ein Zettel der «radikalen Sozialisten» in die Hand gedrückt wird. Keine Ahnung, wer dahintersteckt. Vielleicht Herzog und Konsorten, es könnten aber auch Dätwyler und Rotter sein.

«Wir dürfen nicht zusehen, wie unsere Brüder verbluten, wie der Sozialismus für den Frieden kämpft und Diplomaten immer nur reden, wir müssen als älteste Demokratie, als Brüder der Blutenden, vor allem aber als wahre Sozialisten die Kämpfenden unterstützen und vor allem fordern, dass unser Bundesrat für den Waffenstillstand sofort und energisch eintritt, eintreten muss. Schweizer, Menschen, Brüder, Sozialisten! Beweist durch Massenaufmarsch, dass ihr dieser Namen würdig seid. Heraus!»

Nein diesmal nicht. Er wird nicht zur Kundgebung gehen, vielleicht wird er vorläufig an gar keinen Versammlungen mehr teilnehmen. Soll die Revolution doch ohne ihn beginnen!

Das 5:2 der Young Fellows gegen den FC Brühl aus St. Gallen im Cup sei verdient gewesen, berichtet Korporal Fischer, der neben Steiner die Treppe der Polizeikaserne hochgeht. Obwohl die YF aufgrund der Militäraufgebote auf einige Stammspieler verzichten mussten. Natürlich, das sei gar keine Frage, Brühl sei spielerisch stärker, aber der YF-Goalie habe hervorragend gehalten, einige seiner Hechtparaden seien einfach grandios gewesen.

Steiner nickt widerwillig. Der Fischer kann eine echte Nervensäge sein. Da schweigt er tagelang, stumm wie ein Fisch, und dann sprudelt es aus ihm heraus, und er ist kaum mehr zu bremsen. Was interessiert ihn der Fussball, er muss endlich seinen Bericht zu Ende bringen. Ob Fischer so gut sei und für ihn die mit seinen Anmerkungen versehene Akte «Knabenhans» zu Kunz ins Büro bringen könne? Er sei spät dran, die beiden Angeeschuldigten seien wahrscheinlich bereits zur Einvernahme bereit.

Als ihm der Zilliser Kaufmann Töny und der Herrliberger Kommissar Reithaar vorgeführt werden, verspürt er wenig Lust, sich nun den ganzen Nachmittag mit den beiden, die seit dem Frühjahr einen lukrativen Seifenhandel betreiben, zu beschäftigen.

Während Reithaar bei Grossisten Seife und Öle einkauft, besorgt Töny den Verkauf. Nicht unsympathisch, die zwei, legen anstandslos all ihre Ein- und Ausgangsfakturen vor.

Was an den 34 Prozent Nettogewinn denn anstössig sein soll, will Töny wissen, das sei doch das Spiel von Angebot und Nachfrage. Als Kaufmann lebe man nun mal von der Preisdifferenz. Das würden doch alle machen, oder ob Steiner glaube, dass Suchard und Sandoz die Kriegsparteien aus wohlthätigen Gründen beliefere. Natürlich sei Seife ein unentbehrlicher Bedarfsartikel, sie wären auch bereit gewesen, sie billiger abzugeben. Aber als Kaufmann könne man nicht ablehnen, wenn einem die Kunden die Waren aus den Händen reissen und ohne Weiteres bereit seien, den angegebenen Preis zu bezahlen.

«Ihnen ist doch die Strafbestimmung bekannt», fährt Steiner energisch dazwischen und zitiert: «Volkswirtschaftlich schädlich handelt, wer durch sein Dazwischentreten Nahrungsmittel und andere unentbehrliche Bedarfsgegenstände dem Schweizer Konsum in unnötiger Weise verteuert».

Von irgendetwas müssten auch sie leben, sie hätten Frau und Kinder zu Hause, die essen wollten. Sie täten nichts anderes als das, was sie auch vor dem Krieg taten, nur habe die starke Nachfrage die Preise in die Höhe getrieben. Mit Schmuggel oder skrupellosen Schiebergeschäften hätte das nichts zu tun.

Steiner kann den Argumenten nicht viel entgegensetzen, wahrscheinlich sind die beiden nicht einmal besonders durchtrieben. Sie sind lediglich Kaufleute, tun dasselbe, wie alle anderen Händler auch. Pech für sie, dass sie von einem Konkurrenten verpiffen wurden. Und überhaupt hat er im Moment Dringenderes zu tun. Noch immer hat er nicht alle Informationen zur Zeitschrift *Die Forderung* beisammen. Missmutig entlässt er die Angeschuldigten und legt die Akten in die Hängeregistratur zurück.

Marie sitzt in der Kirchenbank und versucht, ihre Gedanken zu ordnen. Seit Vaters Brief ist sie aus dem Gleichgewicht geraten. Die ganze Nacht über lag sie in die Decke gewickelt in ihrem Bett, hörte den Wind pfeifen,

nickte ein, schreckte aber bereits nach einer halben oder einer ganzen Stunde wieder hoch. Manchmal weckte sie das Gebell eines Hundes, dann wieder glaubte sie draussen Schritte zu hören, lag zitternd da und hatte ihren Vater wieder vor Augen. Es bedrückte sie, wie wenig sie in den letzten Jahren vor seiner Einberufung mit ihm zu tun haben wollte. Immer wieder quälte sie der Gedanke, dass sie all das Verpasste nie mehr wird nachholen können.

Wohltuend, die Ruhe im Innern der St.-Jakobs-Kirche. Nur wenige Leute sitzen andächtig in den Bankreihen. Es ist das erste Mal, dass sie eine Kirche betreten hat, seit sie in der Stadt ist. Sie betrachtet das Taufbecken, die riesige Orgel hinter dem Abendmahlstisch. Bilder der Konfirmationsfeier vor drei Jahren tauchen aus der Erinnerung auf, der Abendmahlstisch, umrahmt von einem Meer von Hortensien und Rosen, dahinter die Wand mit dem Bibelspruch *«Christus: mein Reich ist nicht von dieser Welt»*.

Im Ohr hat sie noch den eindringlichen Ton des Pfarrers, der sie auf die mannigfachen Gefahren hinwies, die sie im Leben erwarteten. Ein Tor täte sich für sie auf, durch das sie dank dem Glauben freudig treten dürften, doch auf der anderen Seite des Tores lauere auch das Böse, das ihre Seelen gefährde. Nach dem gemeinsamen Gebet erhielt sie den von ihm mit gütiger Stimme vorgetragenen Konfirmationsspruch mit auf den Weg. *«Alles ist möglich dem, der glaubt.»*

Seither hat sie bei vielen Gelegenheiten an diesen Spruch gedacht. Wenn einem das Glauben nur nicht so schwer gemacht würde. Es kann doch nicht Gottes Wille sein, dass der Vater die Familie verlassen musste, um Soldat zu werden. Nein, nicht Gott, der Kaiser hätte ihm den Pass weggenommen, wenn er nicht gegangen wäre, seine eigenen Leute hätten ihn als treulosen Feigling bezeichnet. Wenn alles möglich wäre, dann müsste der Herrgott im Himmel auch dafür schauen, dass ihr Vater wieder gesund zurückkehrt und dieser Krieg endlich ein Ende findet.

Der Blick fällt auf die Schnitzereien an der Kanzel, auf Jesus, der einem auf dem Schoss seiner Mutter sitzenden Kind die Hand auf den Kopf legt,

um es zu segnen. Lange betrachtet sie die schützende Hand, das Kind. Welch eine Ruhe und Geborgenheit strahlt es aus! Derart behütet scheint nichts sein Glück zu bedrohen. Jetzt, wo sie allein in der Kirche sitzt, in diesem grossen Raum, wundert sie sich über sich selbst. Insgeheim hatte sie gehofft, hier einen Menschen zu finden, mit dem sie sprechen könnte. Sie wird ihren Mut zusammennehmen und sich zum Pfarrhaus begeben.

In einem kleinen Saal im Volkshaus beginnt am Abend um halb neun Uhr Max Rotter mit seiner Rede. Viele Plätze sind noch unbesetzt. Nichts deutet auf etwas Aussergewöhnliches hin. Mit Genugtuung hatte die bürgerliche Presse im Vorfeld davon Kenntnis genommen, dass der sozialdemokratische Polizeivorstand Vollenweider auf öffentlichen Plätzen endlich ein Demonstrationsverbot erlassen hat. Damit signalisiert er, dass er gegenüber den Linksaktivisten zu einer härteren Gangart bereit ist.

Während Rotters Rede wächst die Versammlung auf über hundert Personen an, *«meist halbwüchsige Burschen und Weibspersonen, darunter auch viele Ausländer»*, wie die *Zürcher Post* anderntags zu berichten weiss. Der kleine Saal platzt bald aus allen Nähten und auch auf dem Helvetiaplatz bilden sich kleine Grüppchen von Sympathisanten.

«In St. Petersburg», hört man Rotter sagen, «weht die rote Fahne. Noch wissen wir nicht, ob Lenins Sieg von Dauer ist, noch fiebern wir nach Nachrichten, welche die Festigung der Sowjetmacht bestätigen. In dieser Situation muss die Schweizer Arbeiterschaft handeln. Es gilt die Tat! Wir müssen den Bundesrat mit einer Resolution zwingen, sich für einen sofortigen Waffenstillstand einzusetzen.»

Der Applaus am Schluss seiner Rede ermutigt Rotter, ein selbstverfasstes Gedicht vorzutragen.

*«Siehst bluten du des Bruders wundes Herz,
so ruft Gewissen dich, zu stillen seine Not! –*

*Genug daran, dass du nicht helfen gehst;
wie willst du Antwort geben jenem grossen Gott,
wenn er dich anklagt, dass du halfst zum Mord?*

*Ihr Weisen alle mit dem Rechenschieber,
ihr grossen alle mit dem vollen Bauch,
glaubt ihr, dass Rechnen und ein gutes Essen
wegwaschen kann das Blut, das an der Hand euch klebt?
Genug des Fragens – wir vollbringen Taten!»*

«Richtig, lassen wir endlich Taten folgen!», unterbricht einer aus der Versammlung das andächtige Schweigen. «Aber nicht in diesem mickrigen Saal, wo nicht mal alle Genossen Platz finden. Gehen wir hinaus auf den Helvetiaplatz!»

«Jawohl», unterstützt ihn Dätwyler und schreit in die Menge: «Was kümmert uns eine lumpige Busse. Treten wir hinaus und halten, wie es sich gehört, unsere Versammlung unter freiem Himmel ab.» Zwar versucht Rotter, die Menge zurückzuhalten, möchte noch seine Resolution verabschieden, aber schon begeben sich die Versammlungsteilnehmer zum Ausgang. «Lasst Balken krachen und Fenster klirren, und schon siehst du die Säbel schwirren», scherzt einer zum Gaudi der andern. Was sollen sie sich von den paar Säbelfuchtlern beeindrucken lassen!

«Revolution der Tat» lautet das neue Motto. Auf einige hundert ist die unruhige Menge angewachsen, als Dätwyler vom Brunnentrog aus versucht, ihr mit seiner halbstündigen «Friedensrede» wieder eine Richtung zu geben. «Bis in die Knochen hinein imperialistisch verfault» seien Regierung und Bundesrat, und die sozialdemokratischen Führer seien vor lauter Parlamentieren aktionslahm geworden. Die Stunde der Wahrheit sei gekommen, es genüge nicht mehr, nur mit den russischen Arbeitern zu sympathisieren. Jetzt müsse gehandelt werden.

Mittlerweile ist die Menge auf achthundert bis tausend Personen angewachsen, eine bunte Mischung verschiedenster Gruppierungen; Gesinnungsgenossen von Ragaz, Anarchisten, Herzogs *Forderungsleute* oder

einfach Schaulustige. Die Aussicht, dass man im Anschluss mit ein paar Aktionen das Bürgertum narren kann, macht die Veranstaltung auch für die Aktivisten um Herzog, Itschner und Waibel interessant.

Vom Bezirksgebäude aus beobachtet die Polizei die Menschenansammlung. Zur Überraschung der Demonstranten macht sie keine Anstalten einzugreifen. «Revolution der Tat!», «Endlich ein Zeichen setzen gegen die Kriegstreiber!» wird geschrien. Noch immer seien die Arbeiter der Munitionsfabrik Schöler & Co., einem ganz üblen Lieferanten von Schrauben und Munitionsbestandteilen ins Kaiserreich, am Schuften. Die ganze Nacht hindurch würde im Schichtbetrieb gearbeitet. «Stellen wir sie kalt!», «Verprügeln wir die Ausbeuter!», «Machen wir der Polizei Beine!», fordern Stimmen aus der Menge.

Wie aus dem Nichts formiert sich ein Demonstrationzug mit Herzog an der Spitze, und die Klänge der Internationale ertönen. Über Lang- und Badenerstrasse zieht der Zug vor die Tore der Werkstätten an der Zentralstrasse 47. Aus den Fenstern ist das Surren und Schwingen der Metallfräsen und Revolverdrehbänke zu hören. Ohne Vorwarnung drücken die ersten das verrostete Eingangstor auf und strömen auf das Fabrikgelände. «Alle Munitionsfabriken müssen geschlossen werden!», wird den verängstigten Arbeitern der Nachtschicht zugerufen. Scheiben klirren, für einige stämmige Burschen stellt die dünne Holztüre kein Hindernis dar. «Munitionsfabriken sind Brutstätten des Völkermordes!» wird den Arbeitern zugerufen, stürmische Diskussionen beginnen. Man befiehlt den Arbeitern, die Maschinen abzustellen und drängt sie zum Betrieb hinaus. Dort, wo dies nicht freiwillig geschieht, kommt es zu Handgemengen oder gegenseitigen Beschimpfungen, bis bald auch die letzten Arbeiter ihre Schraubendrehermaschine vom Transmissionsriemen lösen.

«Nicht Munition, Brot wollen wir! Nicht Munition, Brot wollen wir!», tönt es aus Hunderten von Kehlen, während ein herbeigerufener Polizist

der Kreiswache Wiedikon vergeblich versucht, die Menge zu beschwichtigen. Die drei Polizisten der Kreiswache, die zur Verstärkung eintreffen, haben zwar den Befehl, Dätwyler zu verhaften. Aber einige kräftige Arbeiter, die sich vor diesen stellen und ihre Hemdsärmel hochkrepeln, wissen dies zu verhindern. Den Polizisten bleibt nichts anderes übrig, als beim Eigentümer die Betriebseinstellung zu erwirken. Allmählich entspannt sich die Situation, und die Besetzer ziehen ab.

Am Stauffacherquai 42/44 bilden rund zwanzig Polizisten einen Schutzschild vor der Firma Bamberger, Leroi & Cie, die ebenfalls Munitionsbestandteile herstellt. Es kommt zwar zu Schlägereien, Säbel werden gezückt, Blut spritzt, Käppis und Hüte kollern zu Boden, aber den Demonstranten gelingt es nicht, die Absperrung zu durchbrechen. Eine Besetzung kann verhindert werden. Trotzdem wird auch hier der Betrieb eingestellt, sodass die Demonstranten zufrieden abziehen und auf dem Helvetiaplatz ihren Sieg feiern. Eine halbe Stunde vor Mitternacht löst sich die Versammlung auf. Die ganze Demonstration müsse *«als spontaner Ausdruck der wachsenden antimilitaristischen Abscheu vor dem Kriegshandwerk in allen seinen Formen gelten»*, rechtfertigt Itschner am nächsten Tag die Aktion im *Volksrecht*.

Für die *Zürcher Post* dagegen beginnt die Situation langsam ungemütlich zu werden: *«Dätwyler, der schon vielfach wegen grober Missachtung aller polizeilichen Verbote gebüsst werden musste, beginnt nachgerade durch diese neueste Art der Friedenspropaganda gemeingefährlich zu werden.»*

Auch die *Neue Zürcher Zeitung* zeigt sich in der Abendausgabe erstaunt, *«dass nicht schon vor Beginn der Aktion die Polizei Veranlassung nahm, die Versammlung auf dem Helvetiaplatz durch Verhaftung des zu Aufruhr und Revolution aufhetzenden Dätwyler aufzulösen.»*

Deutlich unter den Gefrierpunkt sind die Temperaturen gefallen. Allmählich muss man sich ans Frieren gewöhnen. Es fehlt an Brennmaterial, von

einer warmen Stube können manche nur noch träumen. Wer Geld hat, passt sich den veränderten Bedingungen an, der Pelzhandel erlebt einen ungeahnten Aufschwung, auf das drei- bis vierfache sei der Umsatz gestiegen, verkünden zufriedene Kürschner, Biber, Skunk, Fuchs und Marder seien besonders gefragt.

Fritz solle ihn auf dem Nachhauseweg begleiten, so habe er Zeit, mit ihm zu reden, schlägt Münzenberg vor. Sie hatten beide der Versammlung der Refraktäre in der *Eintracht* beigewohnt, und nun macht sich Münzenberg zum Gehen bereit. Im blassen Licht der Strassenlaternen schreiten sie nebeneinander durch die Gassen des Niederdorfs.

«Hier beim Schuhmacher Kammerer bin ich jeweils bei Lenin und seiner Frau Krupskaja gesessen», beginnt Münzenberg zu plaudern, als sie an der Spiegelgasse 14 vorbeikommen. «Du musst dir vorstellen, das war eine kleine Kammer, mitten im Raum ein riesiges Bett, daneben noch ein Tisch, ein paar Stühle, ein Sofa, eine Kommode und in der Ecke der Waschtisch. Da drin sass ich, umgeben vom Lärm und Gestank der nahen Wursterei RUFF und diskutierte mit ihm über seine Theorie der proletarischen Revolution. Im Nachhinein kann ich es kaum glauben, wie nah wir hier Lenin, Sinowjew, Bucharin, Radek, Bronski und Trotzki waren, wie unscheinbar sie sich hier in Zürich bewegten. Und nun führen die gleichen Leute im Zarenreich, als erstem Land, die sozialistische Weltrevolution an.»

Fritz schweigt und nickt beeindruckt, als sie von der Ankengasse ins Limmatquai einbiegen.

«Weisst du», fährt Münzenberg fort, während er sich kurz zu Fritz dreht, «unabhängig, ob man sich für oder gegen Lenin gestellt hat; er zog dich in seinen Bann. Er beanspruchte die unbedingte Führerschaft, du konntest ihm nur ausweichen oder dich anschliessen.»

Auf der anderen Limmatseite fällt kaum noch ein Lichtschimmer durch die Ritzen der Fensterläden. Nur noch wenige Menschen kommen ihnen entgegen. Fritz, dem es Mühe bereitet, Münzenbergs Schritt zu folgen, wird schon ungeduldig, als er ihn endlich fragt, warum er mit ihm sprechen

wolle. Darauf hat Fritz sehnlichst gewartet. In allen Einzelheiten wiederholt er das Gespräch mit Arbenz, die prekäre Familiensituation und die gravierenden Folgen, die eine Entlassung hätte.

Schon erreichen sie die Sihlporte, wo sie den Schanzengraben überqueren und zur Sihlbrücke gelangen. Er sei in eine Zwickmühle geraten, beendet Fritz deprimiert seinen Bericht.

«Wir sind es doch gewohnt, durch die Hölle zu gehen», lacht Münzenberg. Von so einem Hurensohn wie Arbenz solle er sich nicht irre machen lassen, sie würden ihm schon die Bude einwerfen, wenn er es wage, ihn zu entlassen.

Das sei zwar gut und recht, aber er stehe dann trotzdem auf der Strasse.

Gerade als Münzenberg vor der Wohnung an der Werdstrasse antworten will, lösen sich aus dem schwachen Licht einer Laterne dunkle Gestalten. Es sind Rotter und Dätwyler, die wild durcheinander auf Münzenberg einzuschwatzen beginnen. Zwei Munitionsfabriken in einer Nacht hätten sie ausgehoben, die Massen seien bereit. Nun wäre Grosses möglich, wenn sich auch die Sozialistische Jugend geschlossen hinter sie schare.

Münzenberg winkt ab. Eine Revolution könne nicht herbeigeführt werden, wenn überdrehte Chaoten das Zepter übernehmen. Naiv seien sie, wenn sie glaubten, es sei eine Revolution im Gange, wenn ein paar Arbeiter etwas früher Feierabend machten. Mit der Revolte einer unorganisierten Masse könne man niemals der organisierten Gewalt des Staates trotzen. Sie lieferten der Reaktion höchstens eine Rechtfertigung zur Niedersäbelung der Arbeiter. «Eine Revolution, das ist etwas völlig anderes», mahnt Münzenberg mit Nachdruck. «Eine Revolution braucht Theorie, Organisation und eine geschulte Avantgarde an ihrer Spitze.» Das könne man bei Lenin nachlesen.

«Deshalb sind wir hier», wendet Dätwyler unbeeindruckt ein. «Weil wir wissen, dass ihr das alles habt».

«Ihr habe keine Ahnung! Ihr spielt mit dem Feuer. Man kann nicht einfach ein bisschen Bolschewiki spielen und schauen, was passiert. Wenn es zu früh zur Explosion kommt, endet es im Desaster.» Nun müsse er hinein,

er friere und zudem sei er müde, verabschiedet er sich von Dätwyler und Rotter. Sie müssten ihr Gespräch ein anderes Mal fortsetzen, meint er noch zu Fritz, bevor er in der Türe verschwindet.

«In die Hocke, auf und strecken, in die Hocke, auf und strecken!», ertönt das Kommando des Vorturners durch die Turnhalle der Kantonsschule am Heimplatz. Steiner ist bereits arg ins Schwitzen geraten, mit jeder Übung vergrössern sich die Schweissflecken auf seinem strahlend weissen Turngewand. Am Donnerstagabend von halb acht bis halb zehn sind Rumpfbeugen, Liegestützen und Geräteturnen angesagt. Hier stählt Steiner seinen athletischen Körper und geniesst das Vereinsleben. Kaum einen Turnabend, den Steiner, abgesehen von einigen Sondereinsätzen bei der Polizei und zwei krankheitsbedingten Ausfällen, in den letzten Jahren versäumt hat. Denn, Steiner wiederholt es gerne bei jeder Gelegenheit, Erfolg, den man gerne Glück nenne, sei stets auf der Seite der Starken und Gesunden zu finden. Nur wer seinen Körper und den Willen stähle, habe genügend Widerstandskraft im Überlebenskampf.

In der «Alten Sektion» wird der turnerische Geist noch gelebt, besonders, wenn sie nach den Turnstunden bei Gesang und Frohsinn die Bierbecher heben. Im Kreise seiner Turnkameraden hat er schon manch fröhliche Stunde erlebt, die ihn die Alltagsorgen vergessen liessen. Unvergesslich waren die Turnfahrten auf den Eggstock in den Glarner Alpen oder die Schynige Platte mit dem traumhaften Blick auf Eiger, Mönch und Jungfrau. Grossartig, die Erinnerung an das letzte Kantonaltturnfest, an dem er vor drei Jahren in Unterstrass gar einen Kranz nach Hause tragen durfte. Jetzt steht noch das Schlussturnen im Dezember an. Mit diesem Anlass schliesst das Vereinsjahr, und er würde nur allzu gerne den Schüblig und den Bireweggen, den letztes Jahr der Odermatt gewonnen hat, als Preis bekommen.

Wenn er am Reck den Übergang vom Handstand zur Riesenfelge noch etwas besser hinbekäme, könnte es diesmal klappen.

Im *Weissen Wind* werden sie vom Anny, der Serviertochter, erwartet, die bereits die erste Runde Bier auf den Tisch stellt. Wie es Brauch ist, stimmt schon bald ein Turner das erste Lied an: «Ich hatf einen Kamera-den... ». Bereits bei «Einen bessern findst du nit» stimmen alle fröhlich ein, und die Männerrunde kommt in Schwung. Der Alkohol fließt, und als im Sempacherlied die Eidgenossen mit freier Brust zum Schlachtplatz stürmen, schielt schon der eine oder andere auf Annys Busen, bis die Gesangspausen fürs Anny immer unangenehmer werden. «Eine rassige Brünette bist du!» und «Gäll, Anny, es ist gerade in der kalten Jahreszeit angenehm, wenn man genügend Holz vor der Hütte hat.» Schmutzige Zoten wechseln mit Dienstanekdoten und heiteren Liedern ab. Mehrmals muss Anny die Hand eines Winkelrieds unter ihrem schwarzen Rock hervorziehen. Ihre Proteste gehen im Gewieher der Schlachthelden unter. Sie könne sich ja bei der Polizei beschweren, am besten gleich hier, beim Steiner, der sei nämlich Polizeiwachtmeister, er wäre sicher bereit, mit ihr im Hinterzimmer einen Rapport aufzunehmen. Verlegen winkt Steiner ab und zieht an seiner Zigarre. Sie sollen mal nicht übertreiben und nebenbei bemerkt, sei er jetzt nicht im Dienst. Erst die heranrückende Polizeistunde setzt der fröhlichen Runde gegen elf Uhr ein Ende.

Von den Tumulten der Nacht erfährt Steiner am Morgen im Büro. Er zieht gerade das vermaledeite Dossier mit der Anfrage zu den *Forderungsleuten* um Herzog und Itschner aus der Schublade, als Kunz ohne anzuklopfen in sein Büro poltert. Wettstein sei erbost, beginnt er ohne Begrüssung, erbost, dass der Bericht nicht schneller vorankomme. In spätestens drei Tagen habe dieser vorzuliegen, sonst werde es Konsequenzen nach sich ziehen. Er tue sein Möglichstes, erwidert Steiner ungehalten, aber es werde immer schwieriger, an gesicherte Informationen heranzukommen, und mit Gerüchten sei niemandem gedient.

Kunz erzählt ihm von den Ausschreitungen der vergangenen Nacht und von Wettsteins aufgeregtem Telefonat. Nicht nur über ihn, auch über das

Verhalten der Stadtpolizei habe er sich ausgelassen, tölpelhaft sei der Einsatz gewesen. Vogelsanger müsse endlich begreifen, dass man mit diesem Lumpengesindel andere Saiten aufziehen müsse.

Der Wettstein und die Bundesanwaltschaft sollen ihren Bericht bekommen, schimpft Steiner vor sich hin, als er wieder allein im Büro sitzt. Sie dürfen sich einfach nicht wundern, wenn nachher ein belangloses Stück Papier vor ihnen liegt. Einfach zu schade, dass er in Sachen Verstrickung mit dem englischen Geheimdienst nicht weitergekommen ist. Dies aufzudecken, das wär' ein Ding gewesen!

Am frühen Nachmittag wird bei einem Rapport bei Kunz die Einsatzdoktrin der Stadtpolizei für den Abend bekanntgegeben. Man werde mit einem viel grösseren Aufgebot den Helvetiaplatz absperren, um mit allen Mitteln eine Wiederholung der Tumulte zu verhindern. Gegen Dätwyler, Rotter und Herzog seien Haftbefehle erlassen worden, die man heute Abend vollziehe. Die Kantonspolizei wurde um Unterstützung gebeten. Er werde deshalb unverzüglich alles Nötige veranlassen.

«Lass mich verdammt nochmal in Ruhe!», schreit Einiger und wechselt die Strassenseite. Entgeistert schaut ihm Friedrich Barthel nach. Er wollte ihm bloss ein Flugblatt in die Hand drücken. «Was ist denn mit dir los?», ruft er Fritz nach. Dieser ist selbst über seine Reaktion erschrocken, aber seit er bei Arbenz das Fabrikgelände verlassen hat, wollte man ihm den Zettel mit dem Demonstrationsaufruf bereits dreimal aufdrängen. Er will keine Zeit verlieren. Das Fahrrad zu Hause hinstellen, seine Krawatte umbinden und sich unverzüglich zu Jelmoli begeben. Keinesfalls möchte er Marie verpassen.

Fritz zweifelt. Einst unumstössliche Wahrheiten sind ins Wanken geraten. In nächtelangen Diskussionen streiten sie um die richtigen Positionen und Taktiken. Immer verworrener werden die Richtungskämpfe. Dienst-

verweigerung ja, nein, doch lieber nicht. Immer rechthaberischer wird diskutiert. Bereits bei der Verabschiedung der Traktandenliste und der Erhebung der Stimmberechtigten kommt es zu lärmigen Debatten, wird geschrien und dazwischengerufen, als ob sich schon daran das Schicksal der Arbeiterklasse entscheiden würde. Statt miteinander zu reden, versucht man, die andern niederzustimmen. Welche Möglichkeiten verbleiben Fritz, um den Kopf bei Arbenz noch aus der Schlinge zu ziehen? Auf jeden Fall wird Fritz als Arbeiter eines Armeezulieferers kein Zeichen gegen die Munitionsfabriken setzen. Ein anderes Zeichen ist gefragt, wäre schon längst gefragt gewesen.

Als Marie an der Ausgangstüre erscheint, ist sie verwundert, Fritz hier anzutreffen. Sie habe lange nichts von ihm gehört, meint sie trocken. Es tue ihm leid wegen dem Film, stottert er, er werde es ihr erklären, würde sie gerne nach Hause begleiten. Doch sie bleibt unversöhnlich. Das sei nicht möglich, sie habe noch eine Verabredung in der St. Jakobskirche. Fritz bemerkt, wie ihre Augen feucht werden. Er werde sie begleiten und auf sie warten, er habe ihr viel zu sagen.

Beissende Kälte schlägt Marie ins Gesicht. Mit einem Blick verabschiedet sie sich vom Pfarrer, atmet tief durch und versucht ihre Gedanken zu ordnen. Sie lehnt sich mit dem Rücken an die Kirchenmauer, beobachtet die Spatzen, die auf dem Boden um eine Brotkrume streiten und überlegt sich, wie es im Studierzimmer des Pfarrers ausgesehen hat. Ausser an das überfüllte Büchergestell hinter seinem Pult kann sie sich an nichts erinnern, zu sehr war sie auf das Gespräch konzentriert. Sie hört noch seine ruhige Stimme, sieht seine braunen Augen, mit denen er sie fixiert hat. Pfarrer Bohnenblust, dieser lebenswürdige ältere Herr, dem sie während fast einer Stunde ihr Herz ausgeschüttet hat. Auf dem harten Stuhl sass sie vor ihm und erzählte von ihrem Vater und den schlaflosen Nächten. Mehrmals wurde sie von Weinkrämpfen geschüttelt. Es dauerte, bis sie sich wieder

gefangen hatte. Der Pfarrer blieb geduldig und freundlich, liess ihr Zeit, fragte nach, wenn er sie nicht verstand.

Und dann begann er zu reden, von der schrecklichen Zeit, in der sie lebten, von den Menschen, die einander töten, sprach vom Geist der Unmoral, der sich auch in dieser Stadt ausgebreitet habe, von den Menschen, die sich der Selbstsucht und dem Vergnügen hingäben, statt Gott in den Mittelpunkt ihres Lebens zu stellen. Der selbstsichere Stolz des Menschen sei zum Eingangstor zur Hölle geworden. Sich Gott anvertrauen, sich in seinem Garten einwurzeln, darum gehe es. Denn *«Wer an mich glaubt, der wird nimmermehr dürsten»*, habe der Herr verkündet. Im Vertrauen auf Gott lasse sich immer eine Lösung finden.

Ihr fiel es schwer, zuzuhören. Warum war sie eigentlich seit fünf Monaten nicht mehr zur Kirche gegangen? Eigenartig, dass sie daran denken musste, denn auch in Weinfeldern hatte sie diese nicht regelmässig besucht. Gebetet hatte sie schon, vor dem Einschlafen oder am Tisch. Aber in der Stadt, wo sie ihren Weg allein finden wollte, ist alles durcheinandergeraten.

Erst als sie spürte, dass er seine Hand auf die ihre gelegt hatte, tauchte sie aus ihren Gedanken auf. Das Leid habe auch sein Gutes, stelle eine Prüfung Gottes dar, sprach er zu ihr. Es sei eine Chance, zu Gott zu finden. Denn man müsse sein Schicksal annehmen, sowohl Freud als auch Leid aus der Hand des Allmächtigen empfangen.

Sie wollte selbst über ihr Leben bestimmen. Träume und Hoffnungen hatte sie, vieles hatte sich als Illusion erwiesen. Am schrecklichsten waren die Stunden der Einsamkeit. Ein Gefühl, das sie zuvor nicht gekannt hatte. Sie sehnte sich nach Menschen, mit denen sie sich aussprechen konnte.

Ob sie denn niemanden kenne in der Stadt, fragte der Seelsorger nach. Es war ihr unangenehm, sie überlegte lange, wie sie es ihm am besten sagen sollte, die Geschichte mit diesem jungen Mann, der eine so unwiderstehliche Anziehung auf sie ausübt. Wie sie aufrichtig versucht habe, den Gefühlen zu trotzen, dem Mannsbild keinen Platz in ihrem Herzen einzu-

räumen, wie sie sich Dutzende von Malen einredete, er passe nicht zu ihr, da er in einer anderen Welt lebe, sie doch immer hinter seinen Ideen werde zurückstehen müssen. Und doch, sie musste immerzu an ihn denken.

Noch während sie sprach, hatte sie bemerkt, wie sich Pfarrer Bohnenblusts Stirn in Falten legte. Er wolle sie vor unüberlegtem Handeln warnen, meinte er. Sozialisten hätten den Himmel aus ihrem Weltbild verbannt, eine solche Verbindung bedeute Gefahr für ihre Seele. Dies könne nur zur Unmoral und Selbstanmassung führen. Wirkliche Befreiung und Heilung sei nur im Glauben an Jesus Christus möglich. Vor ihm seien alle Menschen gleich. *«Er hat Gewaltige von den Thronen gestossen und Niedrige erhöht. Hungrige hat er mit Gütern erfüllt und Reiche leer hinweggeschickt»*, heisse es bei Lukas. Nur in Jesus könne sie die Verheissung finden, nur im Gebet auf Veränderung und Erlösung hoffen. Allein der Allmächtige werde ihr die Kraft geben, dem Bösen zu widerstehen. Er schliesse sie und ihren Vater in sein Gebet ein, versprach der Pfarrer, bevor er das Gespräch beendete und sie zum Ausgang führte.

Nun steht sie vor der Kirche und zögert, obwohl sie Fritz auf der andern Strassenseite bereits erblickt hat. Soll sie nein sagen, bevor die Flamme wie bei Anna Waser voll entfacht wird? Wie ernst meint er es? Wenn er es tatsächlich ernst meint, dann möchte sie dies auch zu spüren bekommen. Schliesslich war er es ja, der ihr grossspurig verkündet hatte, dass man das Schicksal in die eigenen Hände nehmen müsse. Er würde gescheiter im Kleinen anfangen, als ständig über Krieg und Ungerechtigkeit zu lamentieren, täte besser daran, sie nicht im Ungewissen zu lassen, ihr ein paar freundliche Worte zu sagen. Wenn er zu seinen Reden ansetzt, kann sie ihn sowieso nicht ganz ernst nehmen. Seine Worte wirken manchmal wie eine Schuhnummer zu gross. Nein, sie schreckt nicht zurück, sie will dem Schicksal eine Chance geben.

Die Hände in den Hosentaschen, unterhält sich Fritz vor dem Konsumverein im Licht einer Laterne mit einer Frau. Einen Stapel Flugschriften um-

klammernd, redet diese mit stark russisch gefärbtem Akzent aufgeregt auf ihn ein. Als Marie erscheint, lächelt er verlegen. Er scheint froh, endlich befreit zu werden. Als die Frau Marie erblickt, beendet sie mitten im Satz ihren Wortschwall, wirft ihr einen giftigen Blick zu und verschwindet, ohne sich zu verabschieden, im Dunkeln.

Marie ist irritiert, Fritz ist stumm. «Machen wir uns auf den Weg», unterbricht sie die peinliche Stille. Sie begeben sich in die Innenstadt, wo Marie in der Pestalozzibibliothek ihre längst fälligen Bücher zurückgeben muss.

Schweigend schlendern sie nebeneinander her, dick verummte Fußgänger kommen ihnen entgegen.

Vor einem Tabakgeschäft halten ihnen zwei Kinder ihre verschmutzten Hände entgegen. «Für ein Stück Brot!», murmeln sie und blicken mit traurigen Mienen zu ihnen hinauf. Umständlich kramt Marie einen Zehner hervor und drückt ihn dem einen Kind in die Hand. Ihre Fragen, ob sie bei dieser Tageszeit noch herumstrolchen dürften und nicht zu Hause erwartet würden, bleiben unbeantwortet. Die beiden verschwinden freudestrahlend um die Ecke. Nachdenklich betrachtet Fritz die Szene. Ihm ist beides unangenehm, sowohl die Lebensbedingungen, welche die Kinder zum Betteln zwingen, wie auch die Scheinheiligkeit der christlichen Nächstenliebe. Doch er hält sich zurück, noch immer beschäftigt ihn, wie er ins Gespräch einsteigen soll. Erzählen, dass bei ihm im Moment alles schief laufe, sich entschuldigen für sein einfältiges Verhalten? Oder soll er mit der Erklärung beginnen, warum er so lange kein Lebenszeichen von sich gegeben hat?

«Die Frau vorhin ist Olga gewesen, eine russische Genossin», beginnt Fritz zögerlich. «Sie wollte mich zur Teilnahme an der Kundgebung überreden. Allerdings haben wir seit einiger Zeit das Heu nicht mehr auf der gleichen Bühne.» Er öffnet den Mund, um fortzufahren, überlegt es sich jedoch anders. Es würde kompliziert werden, wenn er ihr die ganze Geschichte erzählte, seine kurze Affäre mit ihr, ihre Nachstellungen und die immer gleichen Vorwürfe.

Als sie still der Sihl entlang spazieren, stösst Fritz beinahe mit einem Polizisten zusammen, der sich ihnen aus dem Dunkeln von der Militärbrücke her genähert hat. Während Marie erblasst, lässt sich Steiner seine Überraschung nicht anmerken und beginnt unbekümmert zu plaudern. Ob sie sich gut vom Schwächeanfall erholt habe, erkundigt er sich.

«Ja, danke, es ist wieder alles in Ordnung.»

Steiner mustert Maries Begleiter von der Seite. Freundlich fragt er, ob Fritz nicht am Demonstrieren sei, er tue doch bei den Jungburschen mit, wenn er sich richtig entsinne. Fritz betrachtet argwöhnisch den Uniformierten. Unheimlich, dass ein Polizist ihn bereits zu kennen scheint. Seit damals am 1. August die Säbel auf ihn niedertrommelten und man ihn an den Händen gefesselt auf die Hauptwache schleppte, hat er eine Wut auf alle Uniformierten. Mag dieser Typ sich noch so verstellen, er bleibt ein säbelschwingender Kosak. Mit den beiden Spinnern Dätwyler und Rotter habe er nichts zu tun, gibt Fritz knapp von sich. Mehr nicht.

«Das ist löblich, aber Herzog und Konsorten gehören doch wohl unbestreitbar zu ihnen», fährt Steiner unbeirrt fort. Die komplizierten Verhältnisse in der Jugendorganisation will und kann Fritz ihm nicht erklären. Trotzdem soll die Polizei ruhig wissen, dass die offizielle Jugendorganisation mit diesen Leuten nichts zu tun hat.

«Das stimmt nicht mehr, Herzog geht seit geraumer Zeit einen eigenen Weg», meint Fritz. Steiner, erfreut, dem Burschen so problemlos Informationen entlockt zu haben, versucht dranzubleiben: «Und wie steht der Münzenberg zu diesen Tumulten?»

«Ja, der Münzenberg ist ein anderes Kapitel, aber er hat nichts damit zu tun, der ist mit andern Dingen beschäftigt.»

Als Steiner sich nach den Hintermännern der *Forderung* erkundigt, wird es Fritz endgültig zu viel. Sie müssten weiter, sie würden erwartet. Marie bedankt sich nochmals für seine Hilfe bei ihrem Ohnmachtsanfall. «Gern geschehen!», antwortet Steiner kurz und verabschiedet sich mit der Hand

am Tschako. Fast unwirklich erscheint Fritz die Szene. Es sind seit Langem die ersten Worte, die er mit einem Polizisten gewechselt hat. Am allermeisten wundert ihn aber, was Marie mit ihm zu schaffen hat.

Mit grossen Schritten steigt Steiner die Treppe hoch, grüsst knapp den Wachposten und eilt ins Büro. «Ein Habenichts, ein elender Habenichts», flucht er vor sich hin. «Dem müssten erstmal die Knöpfe eingetan werden, damit er weiss, was Anstand und Respekt ist.» Immerhin haben sich ein paar weitere Teilchen ins Ganze eingefügt. Er muss diesen Bericht nun endlich zu Ende bringen.

Kurzer Rapport der Truppführer beim Kommandanten. Die Stadtpolizei werde in erster Linie für Ruhe sorgen, es gelte Sukkurs zu leisten. Mit einem Einsatz sei auf jeden Fall zu rechnen, da Verhaftungen geplant seien. Wahrscheinlich würden sie zum Personen- und Gebäudeschutz aufgeboten. Kunz wendet sich an Steiner. Die Zivilen, Plüss und er müssten sich sofort zum Einsatz bereitmachen. Anstelle von Fischer habe er ihm Abegglen abkommandiert. Sie hätten dafür zu sorgen, dass alle Informationen ohne Zeitverlust an den Einsatzstab im Bezirksgebäude gelangten. Information sei Stärke. «Exakt, schnell, an die richtige Stelle, lautet die Devise. Information erlaubt Vorausplanung, ermöglicht Kontrolle und verschafft entscheidende Vorteile!»

«Zum Teufel mit den verdammten Sozis», schimpft Abegglen, als sie sich in Zivilkleider werfen. «Die vermiesen uns schon wieder den Feierabend. Für sie mag es ein Spass sein, sich mit uns herumzuprügeln oder uns mit Schimpfwörtern und Steinen einzudecken. Aber wie ist es für uns?»

«Es sind nicht die Sozis, es sind Krawallmacher in ihren Reihen, die sie nicht mehr unter Kontrolle haben», entgegnet Steiner. «Wir haben in unserer Stadt nun mal Leute, die in Polizisten nur das sehen, was sie in Russland und vielleicht auch an andern Orten tatsächlich waren; Schergen der

Tyranei. Sie geben sich keine Rechenschaft darüber, dass wir hier eine Demokratie haben, die Polizei nur das ausführt, was die gewählte Regierung wünscht. In unserer Stadt sind drei von sieben Stadträten Sozis und im Stadtparlament stellen sie 60 von 125 Abgeordneten.»

«Das ändert nichts an unserer Lage!», flucht Abegglen weiter. «Wir sollen uns den Kopf einhauen lassen, weil die mit ihren Leuten nicht mehr zurechtkommen. Für wen tun wir das?» – «Wir schützen die Stadt vor der Gewalt der Fanatiker. Je abstruser die Ideale, desto gläubiger die Anhänger, so ist es nun mal», erwidert Steiner schulterzuckend, bespricht mit Plüss und Abegglen letzte Einzelheiten, wiederholt die Aufträge, zeigt auf dem Stadtplan die Einsatzorte und Verbindungspunkte.

Als Steiner auf die Kasernenstrasse tritt, ist er noch übler gelaunt. Abegglen hat recht. Sich einen weiteren Abend mit den Krawallbrüdern zu beschäftigen, bietet wenig Anlass zu Heiterkeit. Was immer geschehen mag, die Polizei steht als Verliererin da. Kaum überqueren sie die Sihlbrücke, befinden sie sich im Feindesland. Polizisten werden beschimpft und angepöbelt, während Gesetzesbrecher und Tagediebe wie Helden gefeiert werden.

Eigentlich würde der direkte Heimweg nach dem Mühlesteg über den Leonhardsplatz führen. Als Fritz stattdessen das Limmatquai hochschlendert, kommt ihr dies nicht ungelegen. So kann Marie das Alleinsein in der Kammer noch etwas hinausschieben. Sie genießt es. Immer wieder bleiben sie stehen, betrachten die Enten, die über den Fluss flattern, lesen die Emailschilder an den Hauswänden und studieren die Auslagen. Marie lacht über den argwöhnischen Kohlenhändler, der seine Ladung auf das Trottoir schaufelt und dabei die beiden Knaben, die neben dem Fuhrwerk mit ihren Steckengewehren «Preuss und Franzos» spielen, nicht aus den Augen lässt. Womöglich warten sie nur einen günstigen Moment ab, um einige Kohlenstücke zu stehlen.

Als sie in der Auslage eines Perückenmachers die Frisurmodellköpfe bemerkt, kichert sie: «Was meinst du, würden mir die langen englischen Locken oder das ondulierte offen getragene Haar besser stehen?» Nichts von alledem, antwortet Fritz. Es sei gerade so recht, wie es ist. Er zieht Marie nach dem Kleidermagazin Küber links in die Mühlegasse hinein. Aus einem Wirtshaus ertönt Akkordeonmusik. Marie ist erfreut, als Fritz ihr vorschlägt, sich im Restaurant Mühlegasse aufzuwärmen. Im Innern riecht es nach Bratöl und abgestandenem Zigarettenrauch. An den Wänden hängen Papiergirlanden, und einige Pärchen tanzen zu den Klängen eines Akkordeons. Erst als sie sich an das schummrige Licht gewöhnt haben, bemerken sie den Handorgelspieler, der mit einem Federhut das nächste Lied, «D' Toggeburger Meiteli», ankündigt.

Auf einer mit Kunstleder überzogenen Bank finden sie ein letztes Plätzchen. Während sie an ihrem Glas Milch nippen, wechseln in rascher Folge Polkas, Walzer und Volkslieder ab. Fritz hat Marie noch nie so fröhlich gesehen, beim geringsten Anlass muss sie kichern. Als dann das «Adieu Marie, ich geh» ertönt, das Fanny ihr zum letzten Abschied gesungen hat, zieht sie ihn auf die Tanzfläche. Er folgt etwas widerstrebend, befürchtet, sie werde ihn wegen seiner ungelungenen Bewegungen auslachen. Doch sie lässt ihm keine Zeit für unnötige Gedanken, legt seinen Arm um ihre Taille und die ihre an seine Schulter. Mit vorsichtigen Schritten beginnen sich die beiden im Kreis zu drehen. Fritz spürt ihre Wärme an seinem Körper und gibt sich trotzdem redlich Mühe, seine Füße einigermassen im Takt der Musik zu bewegen. Als dann das Akkordeon zum ersten Mal schweigt, wagt er es, den Blick von seinen Füßen zu lösen.

Zum Glück lässt sie der Handorgelspieler nicht lange verschmaufen. «Komm mit ins Reich der Träume», kündigt er an. Er wendet das Notenblatt und drückt auf die Tastatur seines Instruments. Fritz zieht Marie zu sich heran und versucht, den gleichen Taktschritt mit ihr zu finden. Mit der Zeit dreht er sich immer unbeschwerter und bekommt seine Tanzpartnerin im-

mer fester in den Griff. Verschwitzt und zufrieden kehren sie viele Tänze später zu ihren Gläsern zurück und trinken die Milch zügig zu Ende.

Wenn Steiner sich in die Arbeiterquartiere begibt, fühlt er sich fremd. Die trostlosen Strassenzüge, in denen sich enge Wohnungen an Werkstätten und Industrieanlagen reihen, deprimieren ihn. Ein fauliger Geruch liegt in der Luft. Er zieht die Nase hoch. Urin vielleicht, vermischt mit Pferde- dung. Oder doch eher der Verwesungsgeruch des Schlachthofs? Vielleicht einfach der Kamingeruch? Ist wohl besser, dass er nicht zu genau weiss, was in den Öfen alles verbrannt wird!

Ohne Hast bezieht Steiner seinen Posten vor dem Bezirksgericht und beobachtet aus gut fünfzig Metern Entfernung die Menschentraube, die sich beim Brunnen vor dem Volkshaus bildet. Harmlos erscheint ihm das kleine Trüppchen, man könnte meinen, hier suchten ein paar Sonderlinge etwas Geselligkeit. Trotz der vielen Flugblätter hat sich die Teilnehmerzahl gegenüber dem Vorabend kaum erhöht. Nichts deutet auf die akute Bedrohungslage hin, vor der Kunz am Morgen gewarnt hat. Weder Parolen sind zu hören, noch werden Transparente in die Höhe gehoben. Unterschätzen darf man die Gesellen trotzdem nicht. Einige einschlägig bekannte Gesichter hat er bereits ausgemacht. Beim Kanzleischulhaus und an der Langstrasse lungern weitere Schaulustige herum, die nur darauf warten, Skandal zu machen.

Kaum haben die St. Jakobskirchglocken acht Uhr geschlagen und ein Redner auf dem Brunnen das Wort ergriffen – um wen es sich handelt, kann Steiner in der Dunkelheit nicht ausmachen – bahnt sich im Rücken der Versammlungsteilnehmer ein rund zwanzig Mann starkes Aufgebot der Stadtpolizei einen Weg durch die Menge. Weder Beleidigungen noch Leute, die sich absichtlich in den Weg stellen, können die Beamten aufhalten. Ungerührt schubsen die Polizisten die Leute beiseite, steigen über sie hinweg und drängen zum Brunnen. Als Steiner sich dem Tumult nä-

hert, konstatiert er mit Genugtuung, wie die Polizisten Dätwyler ruhig und entschlossen herunterzerren, ihn in Handschellen legen, um darauf gleich weitere Querulanten zu verhaften. Tadellos, wie die städtischen Kollegen den Auftrag erfüllt haben, da gibt's nichts herumzumäkeln – der Überraschungscoup ist gelungen.

Doch dann ändert sich innert kürzester Zeit die Szenerie. Steiner hört die Stimme eines Polizisten, die durch das Pfeifkonzert der Menge zum Schweigen gebracht wird. Aus allen Richtungen eilen Menschen herbei, innert Minuten wächst die Menge auf mehrere Tausend an und nach kurzer Zeit geraten die Polizisten in Bedrängnis. «Befreit unsere Brüder!», ist aus dem Lärm herauszuhören, auch: «Gebt den Dätwyler frei, Halunken!»

Wie es jetzt weitergeht, kann sich Steiner denken. Das übliche Spiel, in dem man die Polizei mit Dauerprovokationen zu unüberlegten Handlungen herausfordern will. Er tritt etwas näher, um den Sichtkontakt mit Abegglen nicht zu verlieren. Noch immer skandiert die Menge «Befreit die Gefangenen, befreit die Gefangenen!» und versucht schubsend, prügelnd, tretend in den Kordon einzudringen und zu den Verhafteten vorzustossen. Der Polizei bleibt nichts anderes übrig, als blank zu ziehen. Wenigstens mit den Säbeln gelingt es, den aufgebrachtten Mob etwas zurückzudrängen. Dafür fliegen jetzt den Beamten umso mehr Steine um die Ohren. Nur mit Mühe schaffen sie es, eine Umklammerung zu verhindern und in einem geordneten Rückzug die Verhafteten zur Kreiswache zu führen.

Steiner muss seine Beobachtungen sofort melden: Es braucht Verstärkung und die Armee muss in Alarmbereitschaft versetzt werden! Schon verschwindet er im Bezirksgebäude.

Kurz nach zehn Uhr trifft von der Ankerstrasse her die Verstärkung der Kantonspolizei ein. Den Befehl «Zurücktreten, gehen Sie auseinander» quittieren die Krawallanten mit Hohngelächter. Längst haben die Uniformierten jede Autorität verloren. Immer wieder treten Jugendliche, manchmal gar Kinder, aus dem Haufen heraus und schleudern, angefeuert von der Menge, Steine gegen die Polizisten oder das Gebäude der Kreiswache.

Fensterscheiben bersten, dazu das rhythmische Klatschen und der Ruf «Befreit die Gefangenen!».

Steiner ist entsetzt über das Ausmass der Gewalt. So etwas hat er noch nie gesehen. Erneut das Kommando: «Säbel raus, Formation einnehmen!» Jeder weiss, was zu tun ist: Genau vierzig Zentimeter Abstand zum Nebenmann, kein Eindringen der Demonstranten zulassen, allfällige Löcher in der Formation sofort schliessen, Steinwürfe mit der linken Hand abwehren.

Hinter Steiner flucht eine Stimme: «Auf Weiber und Kinder einhauen, welch eine Heldentat, schämt euch!» Steiner dreht sich um und wirft dem älteren Mann einen missbilligenden Blick zu. Was soll daran unrecht sein, wenn ein Polizist, der pausenlos von einer Frau angeschrien wird, diese mit einem Hieb auf den Kopf zum Schweigen bringt?

Steiner hat den Sichtkontakt zu Plüss verloren, nähert sich deshalb wieder dem Helvetiaplatz, wo Rotter wie ein Pfarrer mit sanften Worten versucht, seine Schäfchen zu beruhigen. Vergeblich, niemand hört hin. Steiner huscht beim Anblick dieser absurden Situation ein Lächeln über das Gesicht. Die Sache ist Rotter über den Kopf gewachsen. Das Kommando haben längst die Jungburschen übernommen. Zum Beispiel der bestens bekannte Fanatiker Itschner, der sich auf dem Brunnen zu einer weiteren Rede anschickt: «Wozu hat jeder ein Gewehr gefasst!», schreit er in die Menge. «Richten wir die Gewehre und Bajonette gegen den Militarismus, den Kapitalismus und seinen Büttel, die Polizei! Bringt morgen eure Gewehre und Revolver mit!»

Als ein kleiner Polizeitrupp mit Korporal Fischer anrückt, bringt sich Itschner durch die Bäckerstrasse in Sicherheit. Noch bevor sie wissen, wie ihnen geschieht, stürzt von der Ankerstrasse her eine wilde Horde auf die Polizisten. Einem gelingt es gar, Fischer den Säbel zu entreissen und ihn wie eine Trophäe in die Höhe zu halten. Wie besessen stürzt sich Fischer auf den Dieb und nimmt ihn in den Schwitzkasten, während eine hysterische Frau ihn von hinten in den Rücken tritt und schreit: «Lasst meinen

Mann los, ihr Schweine, lasst meinen Mann los!» Obwohl dies nicht sein Auftrag wäre, eilt Steiner seinem Kollegen zu Hilfe, sodass die Frau mitsamt ihrem Ehemann verhaftet werden kann. Ausser einer kleinen Schramme im Gesicht trägt Steiner nichts davon.

Erst gegen elf Uhr beginnen sich die Reihen der Demonstranten zu lichten. Kurz vor zwölf Uhr ist der Spuk endlich vorbei. Dass die Polizei nur einen Verletzten zu beklagen hat – den Burkhardt, der eine Stichwunde in den Hinterkopf abbekam – und man sechszwanzig Verhaftungen vornehmen konnte, darf angesichts der Umstände als Erfolg verbucht werden. Die Absprachen zwischen Stadt- und Kantonspolizei verliefen ordentlich. Immerhin haben einige der Krawallanten einen kräftigen Säbelhieb abbekommen.

«Mit unglaublicher Härte und Rohheit» habe die Polizei auf die Herbeiliegenden eingeschlagen, um sie auseinanderzutreiben, schreiben ein paar Theologiestudenten aus dem Kreis von Leonhard Ragaz in ihrem Augenzeugenbericht.

Zwar muss die *Neue Zürcher Zeitung* anderntags zugeben, dass sich entgegen den Erwartungen nur zwei Ausländer unter den Verhafteten befanden. Da jedoch *«beim grösseren Teil die Unterschriften auf den Bürgerbriefen kaum recht trocken sind»*, seien eben doch ausländische Drahtzieher am Werk: *«Das Benehmen der Leute zeugt von einer bedenklichen geistigen Begriffsverwirrung und einem vollständig aus dem Gleichgewicht geratenen Seelenzustand. Andererseits aber gibt es wohl lebhaft zu denken, dass gerade diese Elemente es vermocht haben, den doch kühler überlegenden Schweizer zur Mitwirkung bei ihren staats- und gesellschaftsfeindlichen Aktionen zu gewinnen.»*

Als Drahtzieher macht die *Neue Zürcher Zeitung* den Volksrecht-Redaktor Nobs aus, der *«weit vom Geschütz»* gestanden habe und *«in regelmässigen Zeitabschnitten seine Adjutanten ins Feuer geschickt habe, halbwüchsige Burschen und Mädchen, auch eine russisch aussehende Frau»* sei darunter gewesen.

Nüchterner beurteilt Staatsanwalt Brunner in seinem Bericht die Ursachen der Unruhen: *«So sehen wir in den kritischen Tagen die Massen, die durch die Zimmerwalder-Linke mit Bolschewiki-Ideen erfüllt waren und*

unter der wirtschaftlichen Not litten, noch aufgepeitscht durch das ‚Volksrecht‘, die ‚Forderung‘ und ihre Leute und durch die Deserteure und Refraktäre. Das Zutrauen in ihre eigene Organisation, die Arbeiterunion, war stark gesunken, die Hoffnung auf den Erfolg direkter Aktionen mächtig gestiegen.»

Steiner kann seine Müdigkeit nicht verbergen. In seinen Mantel gehüllt, müht er sich durch die Uraniastrasse ins Büro. Ausgelaugt fühlt er sich nach einer kurzen Nacht mit wilden Träumen, verfolgt von der wild schreienden, um sich schlagenden verhafteten Frau und vom tobenden Wettstein, der seinen Bericht einforderte. Heute wird er den Bericht fertigstellen und der Daktylografin zum Abtippen übergeben. Viel braucht es nicht mehr. Heute wird er es schaffen, ganz sicher, vorausgesetzt nur, dass ihn nicht dauernd andere Einsätze davon abhalten.

Nachdem er ein Scheit in den Ofen gelegt hat, setzt er sich ans Pult und schlägt die neue Ausgabe des *Volksrechts* auf. Unglaublich, wie Tatsachen verdreht werden können. Eine harmlose Menge sei wehrlos den reaktionären Polizeisäbeln ausgeliefert gewesen, Frauen misshandelt und gutmütige Leute niedergesäbelt worden. *«Das Recht auf die Strasse, die Versammlungs- und Redefreiheit ist gefährdet, man will sie der schweizerischen Arbeiterschaft mit dem Polizeisäbel entreissen; dagegen gilt es, rechtzeitig Front zu machen und zu Zehntausenden zu protestieren und zu zeigen, dass die Arbeiterschaft nicht gewillt ist, weitere Demütigungen unserer reaktionären Polizeisippe auf sich zu nehmen.»*

Kopfschüttelnd faltet Steiner die Zeitung zusammen und geht die Liste der Verhaftungen durch, die ihm aufs Pult gelegt wurde. Insgesamt siebenundzwanzig, wovon dreizehn Arretierte nach Aufnahme der Personalien wieder entlassen. Viele bekannte Namen stehen darauf. Max Dätwyler, von Unterentfelden, geboren 1886, stammt aus einer geachteten Familie, Max Rotter, geboren 1881, ist eingebürgerter österreichischer Refraktär.

Dank Fischer, der sich wie ein Anfänger aufführte und sich den Säbel entreissen liess, konnte er nun auch mit Marie Acklin-Jäger und dem Bezirksschullehrer und Oberleutnant Emil Acklin Bekanntschaft machen. Bisher waren sie ihm nur aus den Akten geläufig. Nicht gerade die feine Art für einen Oberleutnant, einem Polizisten den Säbel zu klauen. Aber auch seine Frau hat tüchtig Haare auf den Zähnen. Nicht schlecht, wie sie den bereits lädierten Rücken von Fischer mit ihren Füessen traktiert hatte. Jetzt wird er die beiden wegen ihren Beziehungen zum Entente-Agenten Wulfs-ohn befragen können. Dies aber später. Zuerst den *Forderungsbericht* beenden. Bereits in einer Stunde erwartet ihn Kunz zum Rapport. Noch am Vormittag wird der Regierungsrat zu einer Sondersitzung zusammentreten. Alles muss rasch gehen. Unter allen Umständen gilt es, weitere Ausschreitungen zu verhindern.

In höchster Eile hatte sie sich nach der Arbeit zu Hause frisch gemacht, ihr Haar zum Chignon hochgesteckt und sogar etwas Lippenstift aufgetragen. Marie wollte unbedingt pünktlich sein. Und nun tritt sie seit einer Viertelstunde am Limmatplatz von einem Bein aufs andere. Den Pelzkragen hochgeschlagen, vergräbt sie die Hände in den Taschen ihres neuen Lodenmantels. Gefüttert und nur gerade neunzehn Franken hat er gekostet, den kleinen Fleck am unteren Saum sieht man kaum.

Ihre Augen schweifen über die Veranstaltungsplakate an der Litfasssäule. Eigentlich studiert sie diese Plakate gerne, doch im Moment interessieren sie weder der Ländlermusikabend im *Hinteren Sternen*, noch die Komikertruppe im Niederdorf oder die Bänkelsänger, die im *Pilatus* an der Langstrasse auftreten. Viel zu aufgedreht ist sie. Gestern, nachdem Fritz sich verabschiedet hatte, war sie leise zur Kammer hochgeschlichen. Fräulein Stähli musste schliesslich nicht alles mitbekommen. Sie warf sich auf ihr Bett, schloss ihre Augen und genoss die Bilder des Abends, die noch-

mals an ihr vorbeizogen. Und vor dem Abschied sein Vorschlag: einen Lichtbildervortrag über die Flumserberge zu besuchen.

Ein Lichtbildervortrag, das ist neu für sie, darunter kann sie sich nichts Genaueres vorstellen. Aber das spielt keine Rolle, Hauptsache sie sind zusammen. Neben ihr kommt quietschend eine Strassenbahn zum Stehen und reisst sie aus ihren Gedanken. Sie beobachtet eine junge Frau, die in einem dunkelblauen Wollrock und einem mächtigen Schal an ihr vorbeihuscht. Die Haare sind mit einem Kopftuch bedeckt. Darunter schaut ein sanftes Gesicht hervor. Marie beneidet sie. Diese Zurückhaltung und diese Grazie! So viel Sicherheit würde sie sich wünschen. Als die junge Frau die Augen hebt und Marie erblickt, lächelt sie ihr zu. Ertappt wendet Marie ihr Gesicht ab und beobachtet einen Mann, der mit tiefen Falten auf der Stirn in seiner Tasche nach Kleingeld kramt.

Wie langsam die Zeit verrinnt. Immer ungeduldiger tritt sie von einem Bein auf das andere, und ihr Hochgefühl verfliegt. Als sich seine Silhouette langsam im Dunkeln abzeichnet, ist schon eine halbe Stunde verstrichen. Ausser Atem nähert sich Fritz, entschuldigt sich wortreich, spricht von einer Versammlung, dass es ihm sehr leidtue, er aber unmöglich an den Lichtbildervortrag kommen könne.

Ihre Hände verkrampfen sich. Sie zwingt sich zu lächeln und sich ihre Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Er werde sie nach dem Vortrag abholen, aber er könne heute Abend seine Genossen nicht hängen lassen, man befinde sich in einer äusserst kritischen Lage. Er werde sie zum Volkshaus begleiten und nachher pünktlich um zehn Uhr auf sie warten. Sie sieht, wie sich seine Lippen bewegen, hört den Klang seiner Stimme. Er redet ohne Unterlass auf sie ein, redet und redet, so viel wie noch nie, und doch scheinen seine Worte von weit her zu kommen.

Immer, wenn sie glaubt, das Glück in den Händen zu halten, zerrinnt es. Erst jetzt bemerkt sie die vielen Leute, die wie sie der Langstrasse entlanggehen. Überall Menschen, die in die gleiche Richtung gehen. Wohin nur? Die gleiche Strasse, die gleichen Bahngeleise wie damals, als sie im Kino

waren. Wenigstens hat Fritz aufgehört zu reden, wie nach dem Film, als sie ihm keine Antwort mehr gab.

Wo kommen all die Menschen her? Immer mehr werden es, die sich aneinanderdrängen. Von überall her kommen sie. Manchmal winkt der eine oder andere Fritz zu. Einfach stark sein, sich nichts anmerken lassen, sich nicht beiseite drücken lassen von der dunklen Masse. Von hinten, links und rechts wird sie geschubst, vorwärts gedrängt, bis Fritz ihre Hand ergreift und ihr einen Weg durch die Menge bahnt. Irgendwann können sie sich in ein Gebäude retten.

Ferienerinnerungen aus den Flumser Alpen von Schulpräsident Jean Briner steht an der Türe des kleinen Saals angeschrieben. Endlich Ruhe. Verstreut sitzen ein paar Leute auf ihren Stühlen, murmeln miteinander, auf der Leinwand das Bild einer Blumenwiese mit schneebedeckten Bergen. Nochmals entschuldigt sich Fritz, es werde eine Ausnahme bleiben, aber es sei einfach nicht anders möglich. Er werde ganz sicher pünktlich um zehn Uhr vor der Türe stehen. Und schon löscht der Vortragende das Licht und begrüsst die Anwesenden.

Es ist kurz nach acht Uhr, ein ganzer Platz voller Menschen. Sich einfach irgendwo hinstellen, sich unter die Leute mischen. Einer von ihnen sein, einer dieser Genossen, die abwartend um ihn herumstehen. Fritz sucht nach bekannten Gesichtern, begrüsst sie mit Zunicken oder schüttelt Hände.

«Ist schon was entschieden?», fragt er Barthel. Er wisse nichts Neues, antwortet dieser. Fritz meint den Streit im Jugendsekretariat, wegen dem er sich zur Verabredung mit Marie verspätet hat. Eine wilde Debatte darüber war losgetreten worden, was am Abend zu geschehen habe. Rosa Bloch war empört, dass man sie ungefragt als Rednerin angekündigt hatte. Sie weigerte sich zu sprechen. Man versuchte sie umzustimmen, doch sie blieb hart.

An einer Demonstration, die nicht die Zustimmung der Parteileitung habe, werde sie nicht sprechen.

Die *Forderungsleute* hätten es angezettelt, nun sollten sie auch die Verantwortung dafür tragen, meinte Bloch. Die seien doch alle verhaftet oder auf der Fahndungsliste. Man dürfe die Massen jetzt nicht im Stich lassen und sie länger sinnlos der Polizeigewalt aussetzen. Jetzt, wo die Menschen zum Kampfbereit seien, dürfe man sie nicht enttäuschen. Jetzt müsse man ihnen die Richtung weisen, den Stachel setzen, sie auf den Endkampf vorbereiten, setzten andere dagegen.

Münzenberg solle reden, forderten einige. Diesen Gefallen werde er dem Klassenfeind nicht machen, die warteten nur darauf, ihn an die Grenze zu stellen, entgenete dieser. Doch im Hintergrund hatte er längst begonnen, die Fäden zu ziehen. Schliesslich stellte sich Bucher zur Verfügung. Lange Diskussionen folgten, bis Trostel und Marti ebenfalls bereit waren, eine Rede zu halten.

Als Fritz unauffällig davonschleichen wollte, wurde er zur Rede gestellt. Was mit ihm los sei, warum er gerade jetzt, wo es darauf ankäme, den Schwanz einziehe. Gemeinsam redeten sie auf ihn ein. Barthel, Mimio-la. Feige, sich gerade jetzt einfach so aus dem Staub zu machen! Wie er es später einmal seinen Kindern erklären wolle, dass er im entscheidenden Moment abseits gestanden sei? Das wirkt. Er kann seine Freunde nicht enttäuschen, er würde sein Gesicht verlieren. Nur wegen Arbenz die Kollegen verraten? Nein, er gehört hierhin, zu diesem wilden Haufen, der mutig der Polizeigewalt entgentreten will.

Jetzt ist Fritz da, steht unter ihnen und wartet. Irgendetwas wird heute geschehen. Münzenberg, Bucher, Marti und Trostel diskutieren beim Brunnen heftig miteinander. «Nieder mit den Kosaken!», schreit ihm einer ins Ohr. «Befreit die Gefangenen!», ruft einer hinter ihm. «Richtig, jetzt muss etwas geschehen», nimmt Barthel den Faden auf. Einige stimmen die Internationale an, und bald dröhnt die Hymne ein weiteres Mal in den Nachthimmel hinaus.

Fritz singt. Was hätte er denn tun sollen? Eine verfluchte Situation, in der er drinsteckt.

Nicht länger will er ein Nichts, den Launen dieses Arbenz ausgesetzt, ein unmündiger Knecht des Kapitals sein. Ja, wir selber müssen uns vom Elend erlösen, die Schmach nicht länger dulden. Jetzt gilt es zu kämpfen, Proletarier, vereint im Kampf gegen die Polizeigewalt. Da muss das private Glück zurückstehen, das wird Marie doch wohl begreifen können.

Man solle endlich anfangen, rufen einige ungeduldig aus der Menge. Es dauert ewig, bis Marti auf dem Brunnenrand steht und zu sprechen beginnt. Unmöglich, dass Fritz etwas verstehen könnte. Manchmal schnappt er einen Wortfetzen auf, die Bluthunde hätten sich gestern an Frauen und Kindern vergriffen, auf die Schwächsten hätten sie eingeschlagen, heute würde man sich zur Wehr setzen. Aber dies ist auch schon alles.

Bravorufe und Applaus sind zu hören. Marti steigt vom Brunnen und überlässt Bucher den Platz, der seine Rede vom Manuskript abliest. «Bluttaten, Kosakenstrieche, Judasdienste», hört Fritz ihn sagen. Immer wieder wird Buchers Rede durch Applaus und Zwischenrufe unterbrochen. Hat er nicht einen Fehler gemacht, Marie allein zum Vortrag gehen zu lassen? Vielleicht könnte er es mit einem gemeinsamen Ausflug in die Flumserberge wieder einrenken? Marti ist nochmals hochgestiegen, versucht etwas zu sagen, aber immer lauter ist der Ruf «Genug geredet, befreit die Gefangenen!» zu hören. Zu einem rhythmischen Sprechchor verdichtet, wird er zum Leitspruch des Demonstrationzuges, der sich langsam in Bewegung setzt.

Haben die Redner die Menge angestachelt oder, wie Münzenberg später zu Protokoll gibt, versuchten sie, die aufgeregte Stimmung zu dämpfen? Für Staatsanwalt Brunner trugen die Hetzreden massgeblich zur späteren Eskalation bei. Mithilfe zahlreicher Zeugenaussagen versuchte er die Reden zu rekonstruieren: Der einundzwanzigjährige Maschinenmeister Marti soll gemäss Protokoll gerufen haben «Nieder mit der Regierung und nieder mit der Polizei!», denn diese hätten «alte Männer und Frauen und wehrlose

Kinder misshandelt». Heute müsse die Menge den Gehorsam verweigern, einfach auf dem Platz bleiben, auch wenn es zum Äussersten komme.

«Gestern haben die Kosakenstreiche der Polizei gesiegt, heute siegt das Proletariat», fährt der sechszwanzigjährige Jungburschenführer Alfred Bucher fort. Arbeiterblut sei geflossen, am Montag werde die ganze Arbeiterschaft aufmarschieren. Jetzt, wo die russischen Brüder die Macht erkämpft hätten, müsse man zeigen, wozu man imstande sei. Mit schönen Worten sei nichts mehr zu erreichen, man müsse zur Tat übergehen. Man wisse, dass die Kantonspolizei scharf geladen habe. «Verlasst den Platz nicht, auch wenn scharf geschossen wird. Aufrichtige Revolutionäre sind bereit, für ihre Überzeugung zu sterben!»

Auch Willy Trostel, Zentralpräsident der Jugendorganisation und Kantonsrat, verweist auf die Montagsversammlung und ruft dazu auf, die jetzige Regierung zu stürzen. Man müsse zur Tat schreiten, auch «wenn es gelte, von den Waffen Gebrauch zu machen». – «Es gilt die Tat!»

Wohin sie denn marschieren, will einer von Fritz wissen. «Keine Ahnung.» Nirgends ist Polizei zu sehen. Steine werden vom Boden aufgeklaut, wandern in die Jackentasche. Herauskitzeln werde man sie, wenn sie sich nicht herausgetrauten.

Wie bestellt findet sich neben der Polizeiwache auf einer Baustelle ein schier unerschöpfliches Reservoir an Pflastersteinen. Sie werden gebraucht. Dumpfe Aufschläge sind zu hören. Scheiben klirren. «Heraus mit Dätwyler!», beginnt die Menge zu skandieren. Alles, was sich als Wurfgeschoss benutzen lässt, wird gegen die Fenster des Polizeigebäudes geschleudert. Es wird gepfiffen, geschrien, immer mehr Hände beginnen im Rhythmus zu klatschen. Das Geschrei verwandelt sich in einen Chor. Mit Matratzen in den Fenstern versucht sich die Polizei zu schützen.

«Weiter, zur NZZ!», schreien einige in die Menge, worauf sich der Zug wieder in Bewegung setzt. Gerade als sich Fritz anschliessen will, nähert

sich von der Ankerstrasse her die Polizei. Ein lautes Pfeifkonzert empfängt sie. Auch aus dem Gebäude heraus stürmen Polizisten mit erhobenem Säbel. Nur wenige Meter von Fritz entfernt hält ein Offizier die Hand in die Höhe, schreit Kommandos, die Säbel werden gezogen. Wieder Pfliffe, abermals ein grosses Dagegen-Anschreien, rhythmisch klatschen unzählige Hände. Fritz muss aufpassen, dass er den Anschluss zum Demonstrationzug nicht verliert. Jetzt zusammenbleiben, sich nur nicht auf unnütze Prügeleien einlassen.

«Der gemeine Augentrost erkennt man an seinen weissen Blütenblättern mit dem gelben Fleck. Ihm bin ich viel begegnet auf meinen Wanderungen auf die Seebenalp, zum Sächserseeli oder zum Munzchopf», schwärmt Schulpräsident Briner. Weit weniger Zuhörer als erwartet haben den Weg zu seinem Vortrag gefunden. Vielleicht haben die Unruhen die Leute verängstigt, vermutete Briner zu Beginn seiner Ausführungen, nachdem er nochmals betonte, dass es ihm nicht um eine wissenschaftliche Darstellung ginge. Er wolle weiter nichts als seine persönlichen Eindrücke erzählen und damit bezeugen, in welch wunderbarem Land sie alle leben.

«Augentrost», wiederholt Marie leise vor sich hin. Schon immer liebte sie Blumen. Wie oft war sie als Kind durch Wiesen gestreift und hatte Margeriten, Mohnblumen, Wiesensalbei, Sumpfdotter- und Leberblümchen gepflückt und sie zu einem Sträusschen gebunden. Vielleicht verlangt sie zu viel vom Leben, mehr als ihr zusteht. Vielleicht hätte sie vorsichtiger sein müssen, hätte mehr auf den Vater, den Jelmoli, den Pfarrer hören sollen. «Schterne foifi», flucht der Referent, «jetzt hat sich schon wieder ein Bild verklemmt». Während er mit einer Hand den Projektor festhält, zerrt er mit der anderen am Lichtbild herum. Gerade als das Bild wieder einschnappt, ertönt von draussen ein dumpfer, schwerer Knall. Zuerst nur ein

Einzelner, aber dann werden es immer mehr. Marie fährt zusammen. Wie Schüsse, wie Schüsse hört es sich an.

Zufrieden waren die Demonstranten von der *Neuen Zürcher Zeitung* zurückgekehrt. Den Schmierfinken der *NZZ* habe man einen gehörigen Schrecken eingejagt, wird triumphiert, als die Steine an ihre Rollläden donnerten. Man ist sich einig, ohne Polizeischutz wäre es den Schreiberlingen an den Kragen gegangen. Fritz ist erleichtert, dass es ohne Prügeleien abging, man es bei einigen Reden und beim Singen der Internationale bewenden lassen konnte. Nun möchte er schnell zum Helvetiaplatz zurück. Pünktlich will er um zehn Uhr vor der Türe stehen, Marie soll nicht noch einmal warten müssen.

Beim Schanzengraben tönt es aufgeregt von der anderen Seite: «Die Polizei schießt scharf, es hat Tote gegeben.» Fassungslos blicken die Demonstranten sich an, für einen Moment herrscht Ratlosigkeit. Flüche sind zu hören, wild gestikulierend schwatzen die einen auf andere ein, schreien wieder andere ihren Zorn heraus. Fritz überlegt noch, was zu machen ist, da rennen die ersten bereits los. «Tod den Kosaken!» Jetzt gilt es, den Brüdern beizustehen.

Wenig später sind weitere Schüsse zu hören, und am Zweierplatz befindet sich Fritz schon mitten im Geschehen. Leute rennen in alle Richtungen, ein Verletzter wird weggetragen. Niemand scheint genau zu wissen, was passiert ist.

«Genosse Schadegg ist tot», ruft einer aus der Menge. «Er konnte zu wenig schnell abhauen, und dann haben sie ihn einfach abgeknallt, mitten ins Herz wurde er getroffen.» Eine Frau hält sich die Hände vor das Gesicht: «Nie mehr werde ich das Gesicht dieses unschuldigen Mannes vergessen!»

«Hut ab, erweisen wir ihm die letzte Ehre», ruft einer. Und Fritz kann es kaum glauben, mitten im grössten Krawall nehmen die Umstehenden die Hüte und Mützen vom Kopf und schauen andächtig zu Boden. Flüche

sind wieder zu hören, Rache wird geschworen. Zwar warnt noch der eine oder andere, man solle sich nicht zu unüberlegten Handlungen hinreissen lassen, aber diese Stimmen gehen im Radau unter. Die einen bringen sich in Sicherheit, andere bewaffnen sich mit Stecken und Steinen. Vermutungen und Gerüchte übernehmen die Regie. Der Urheber einer Nachricht ist meist nicht auszumachen. Man hat etwas gehört und erzählt es weiter. Je mehr daran glauben, desto plausibler erscheint die Botschaft.

Chaos herrscht; Demonstrierende, die sich da in Sicherheit bringen, dort in Hauseingängen verstecken. Zwei Männer, die einen Verletzten wegtragen, winken Fritz herbei. Bauchschuss, sie brauchen Unterstützung, die Zeit drängt. «Schnell zur *Brückenwaage*, da ist er in Sicherheit», schreit der eine und zeigt auf das Restaurant auf der anderen Strassenseite.

Es waren also keine leeren Drohungen. Wie Hasen werden sie gejagt. Es kann jeden treffen. Nie hat sich Fritz seinen Genossen näher gefühlt. Jeder steht jedem bei, eine verschworene Gemeinschaft. Kameradschaft ist das Einzige, was noch zählt. Fritz rennt zur Kreuzung Zweierstrasse / Badenerstrasse zurück, reisst vom Häuschen, das sich in der Strassengabelung im Bau befindet, Dachlatten, Eisenstangen, Bretter, alles was ihm in die Hände kommt, heraus, wirft es mit seinen Kameraden auf die Strasse. Eine Barrikade nun, über die ganze Strasse bis hinüber zur Christlichen Vereinsbuchhandlung.

Einen Moment lang scheint es, als ob sich die Lage beruhige. Die Polizei hat sich bis zum Casino zurückgezogen und formiert sich mit dem Militär neu. «Die sollen nur kommen, die Hurensöhne», schreit einer wie von Sinnen.

Langsam beginnen die Ordnungskräfte vorzurücken. Im Gleichschritt vorwärts, ein Offizier erteilt mit erhobenem Säbel die Befehle. Noch sind sie hundert Meter entfernt. Friedlich vereint die Staatsgewalt. «Bluthunde! Bluthunde!», schreit Fritz und sucht nach Steinen. Schritt für Schritt nä-

hern sie sich. In der Mitte das Militär mit dem aufgepflanzten Bajonett, aussen die Polizei. Die ersten Steine fliegen. Doch sie sind noch zu weit entfernt, noch bestimmt achtzig Meter, aber schon beginnen sich die Silhouetten der einzelnen Männer abzuzeichnen. Immer wieder rennen Mutige aus Türen und Seitenstrassen heraus, werfen Steine und verschwinden im Dunkeln. Auf einem Balkon wird eine Frau von einer Kugel getroffen. Die Schreie eines verzweifelten Kindes sind weitherum zu hören. Ein Mann mit einer Schusswunde im Oberschenkel humpelt fluchend an Fritz vorbei.

Steine gegen Pistolen und Gewehre, welch ungleicher Kampf! Fritz leert seine Taschen, rennt vor die Barrikade und schleudert die Steine gegen die Soldaten. Er hat einen guten Wurf. Wie eine Walze rücken sie näher. Nichts kann sie hindern. Er spürt, wie sich seine Finger verkrampfen. Bereits kann er die Mündungsgeräusche hören. Panik bricht aus, überall stürzen Menschen davon, versuchen sich in Sicherheit bringen. Immer bedrohlicher wird die Situation. Was macht er noch hier, warum rennt er nicht weg? Er muss sich entscheiden, schon sieht er das Metall der Pistolen aufblitzen. Nur fort, weg von der Gefahr.

«Wir haben keine Chance!», schreit einer. «Rette sich, wer kann!», ein anderer. In der Panik schaut jeder nur noch für sich. Bereits sind sie so nah, dass Fritz die Schritte der Polizisten hören kann. Nur fliehen, zu Marie, dem Unheil entfliehen! Wenn nur der Weg klar wäre, die Rotwandstrasse, ja natürlich, er muss versuchen, die Rotwandstrasse zu erreichen. Dort ist er in Sicherheit. Er rennt um sein Leben.

Ganz feucht die Hand, die er von seinem Kopf zurückzieht, langsam sinkt er zu Boden, wegrennen, schnell wegrennen. Da liegt er, schnappt nach Luft, versucht etwas zu sagen. Er hat doch nichts Unrechtes getan. Sein Kopf brennt, und doch ist's ihm, als ob er schlafe. Wenn nur der rote Fleck unter seinem Kopf sich nicht immer weiter ausdehnen würde. Dann wird ihm schwarz vor den Augen.

Eine ältere Frau rennt schreiend zu ihm hin. Ohne die Polizisten zu beachten, die an der Seite der Soldaten den Weg frei schiessen, kniet sie mit-

ten in die Blutlache, hebt seinen Kopf und bettet ihn auf ihren Schoss. Die Ordnungskräfte rücken weiter vor, befinden sich schon bald auf der Höhe der Buchhandlung. Im Schutz der Polizisten steckt Steiner seine Pistole zurück ins Holster, löst sich aus der Formation und stellt sich neben den Verwundeten und die schreiende Frau.

«Er lebt noch», ruft die Frau mit stark russischem Akzent. Steiner winkt zwei Samariter herbei, die sofort versuchen, das Blut zu stillen. Man fühlt seinen Puls, zieht sein Augenlid hoch und ergreift ihn schliesslich, um ihn auf die Bahre zu schnallen. «Auf die Kreiswache mit ihm!», befiehlt Steiner. Doch mit einem Handzeichen gibt ihm einer der Sanitäter zu verstehen, dass es vorbei sei.

«Mord! Mord!», schreien Herumstehende, die zu Fritz drängen. Notwehr war es, reine Notwehr, aber es musste so kommen. Die Polizei kann sich nicht dauernd auf der Nase herumtanzen lassen.

«Schiess nicht auf eure Brüder, wir sind nicht eure Feinde, habt ihr keine Schwestern und keine Mütter zu Hause? Würdet ihr auch auf sie schiessen?», rufen einige Frauen den Soldaten und Polizisten zu. Doch diese lassen sich nicht beirren, drängen die Demonstrierenden weiter zurück, um am St. Jakobsplatz zwei Maschinengewehre in Stellung zu bringen.

Abgeschnitten von verlässlichen Informationen steht Marie im Eingangsbereich des Volkshauses, wo die Leute aus den verschiedenen Versammlungsräumen zusammengeströmt sind. Draussen rennen Menschen umher, Sanitäter tragen auf Bahren Verletzte weg. Szenen wie im Krieg spielen sich ab. Sie hört Menschen schreien, und immer wieder sind Schüsse zu hören. Auf gar keinen Fall das Haus verlassen, die Lage müsse sich zuerst wieder beruhigen, mahnt ein Mann mit weissem Bart, der sich auf die Treppe gestellt hat.

Verletzte werden ins Foyer des Volkshauses getragen. Eine Frau hat einen Säbelhieb abbekommen, ihr blutendes Gesicht wird von einer Krankenschwester, die sich unter ihnen befindet, notdürftig verarztet. Weitere Leute suchen Zuflucht. Völlig durcheinander erzählt ein Junge, dass beim

Casino an der Badenerstrasse ein Mann erschossen worden sei, in den Bauch sei er getroffen worden. Wie alt er gewesen sei, will Marie wissen. So genau könne er es nicht sagen, sicher schon älter. Marie wendet sich zum Fenster, beobachtet, wie zwei Polizisten sich auf einen Mann stürzen, der mit blutüberströmtem Gesicht auf dem Boden liegt. Pausenlos schlagen sie auf ihn ein.

«Grauenhaft, wie rücksichtslos Polizei und Militär vorgehen», berichtet eine Frau, die sich ebenfalls in Sicherheit bringen konnte. Sie habe das nie für möglich gehalten. Eine schwer verletzte Frau, die völlig unbeteiligt gewesen sei, wurde daran gehindert, ins Spital gefahren zu werden. Ihre weiteren Worte gehen im ratternden Lärm eines Maschinengewehrs unter. Im Dunkeln blitzt das Mündungsfeuer auf. Marie ringt nach Luft. Warum bloss taucht Fritz nicht auf? Er wird doch wohl vernünftig sein!

Irgendwann wird es ruhig draussen. Als gegen halb zwölf Uhr endlich die Türe geöffnet wird und man die Festgehaltenen hinaustreten lässt, will Marie nur noch nach Hause. Eine gespenstische Ruhe hat sich über Ausersihl gelegt.

Noch in der Nacht gelangte Regierungspräsident Wettstein an die Armeeführung und bat um die sofortige Entsendung von Truppen, was General Wille unverzüglich veranlasste. Am Sonntagmorgen traf der General in Zürich ein, um sich mit der Kantonsregierung und dem Stadtrat zu besprechen. Oberst Reiser wurde der Oberbefehl über die Truppen übertragen. Die Armee übernahm damit den Auftrag, in Zürich für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Über die Stadt wurde der Belagerungszustand verhängt. Personenansammlungen und öffentliche Reden unter freiem Himmel wurden untersagt.

Als um halb drei Uhr das Bataillon 61 vom Hauptbahnhof her zu seinem Kantonnement im Kreis 4 marschierte, säumten schwarze Menschenmassen den Strassenrand. Schweigend sahen sich die Menschen den Einmarsch der Truppen an. Es kam zu keinen weiteren Protesten oder Ausschreitungen. Als sich am Abend wieder Menschen vor der Kreiswache 4 versammeln wollten, forderten die Soldaten sie unter Androhung der Festnahme zum Weitermarschieren auf.

Am Sonntag und im Verlauf der nächsten Tage nahm die Polizei eine grosse Anzahl von Verhaftungen vor. Darunter waren 44 Mitglieder der Jugendorganisation. Der grösste Teil des Zentralvorstands wurde verhaftet, Willi Münzenberg, Edy Meyer, Ernst Marti, Rosa Bloch, Alfred Bucher, Willy Trostel, Emil und Marie Acklin, Friedrich Barthel und Leonie Kässcher gehörten zu ihnen. Die Buchhandlung der *Freien Jugend* an der Bäckerstasse 20 wurde am Montag durchsucht, Korrespondenz, Pamphlete und Adresskartei beschlagnahmt. Hans Itschner und Anton Waibel gelang die Flucht nach Genf. Schon wenige Tage später ordnete der Bundesrat die Ausweisung von Willi Münzenberg an, deren Vollzug allerdings nachträglich von der Zürcher Regierung ausgesetzt wurde.

Mithilfe der Truppen gelang es, die Ruhe in Zürich wiederherzustellen. In den Unruhen wurden vier Menschen getötet. Über ihr Leben ist nur wenig bekannt.

Er sei eine Stütze seiner Eltern gewesen, heisst es vom neunzehneinhalbjährigen Fritz Einiger in einem Nachruf. Mit seinem Vater habe er bei der Firma Arbenz in Albisrieden als Maschinenarbeiter gearbeitet. Seine Eltern, ein älterer und drei jüngere Brüder, wovon zwei noch schulpflichtig, würden um ihn trauern.

Einen unbändigen Freiheitsdrang, der ihn oft mit seinen Arbeitgebern in Konflikt brachte, habe Robert Nägeli ausgezeichnet, der eine Gattin und vier Kinder, das jüngste noch kaum vier Wochen alt, zurückliess.

Die jüdische Familie Wolf-Billig sei gerade beim Nachtessen gewesen, als der neunjährige Knabe auf den Balkon trat, um das Spektakel, das sich unten auf der Strasse ereignete, zu beobachten. Als die Mutter ihn hereinholen wollte, wurde sie durch zwei Bauchschüsse verletzt. Die 41-jährige Frau aus Odessa, die ein Schneider-Atelier führte, starb drei Tage später im Kantonsspital.

Der dreiunddreissigjährige Stadtpolizist Walter Kaufmann sei in den frühen Morgenstunden durch einen gezielten Schuss getötet worden.

Für Fritz Einiger und Robert Nägeli organisierten die Gewerkschaften im Einverständnis mit dem Regierungsrat und dem Platzkommandanten eine Totenfeier. Sie fand am Mittwoch, dem 21. November, statt. Tausende nahmen daran teil. Bei regnerischem, ja stürmischem Wetter bewegten sich gegen zwei Uhr die Mitglieder der verschiedenen Gewerkschaften von ihren Lokalen zur Spielweise beim Ämterlschulhaus.

Die Routen waren genau vorgeschrieben. Die Fahnen mussten eingewickelt bleiben, zahlreiche Ordner mit roten Armbinden verrichteten den Ordnungsdienst. Die Särge wurden auf dem Rasenplatz des neuen Friedhof Sihlfeld aufgebahrt. Blumengeschmückte Banner der verschiedenen Gewerkschaftssektionen standen am Kopfende der Särge. Die Hüte und Mützen in den Händen, traten die Menschen vor den Sarg, um sich von ihren Genossen zu verabschieden, bevor man sich wegen des schlechten

Wetters in die Turnhallen des Ämterlschulhauses verschob, damit die Arbeiterführer ihre Reden halten konnten.

Fritz Einiger wurde selbentags auf dem Urnenhain des Friedhofs Sihlfeld D erdbestattet, da infolge Kohlemangels keine Kremationen mehr durchgeführt wurden. Nach Wiederaufnahme des Kremationsbetriebs im Jahre 1918 wurde er, wie neunzehn andere, exhumiert und eingeäschert.

Im Beisein vieler Polizisten der Stadtpolizei und einer Abteilung des Militärs wurde am gleichen Tag auf dem Friedhof Manegg Walter Kaufmann zu Grabe getragen. Anschliessend fand in der Kirche Enge im Beisein von Regierungspräsident Oskar Wettstein der Trauergottesdienst statt. Mit einer Rede, musikalisch umrahmt durch die Korpsmusik und den Männerchor der Stadtpolizei, verabschiedeten sich die Polizisten von ihrem Kameraden.

Die Ereignisse haben hohe Wellen geworfen. Eine Bewegung, die auf den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Verhältnisse hinarbeitete, löste in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen Angst und Schrecken aus. Der Staat müsse mit aller Kraft die öffentliche Ordnung aufrechterhalten, forderten sie.

Die Zürcher Ereignisse wurden in der ganzen Schweiz diskutiert. Dem Berner *Bund* zeigten sie, was es mit «*dem gutmütigen Gewährenlassen auf sich hat*». Oft genug hätten sie vor Münzenberg und seinen Jungburschen gewarnt. Diese «*Friedensfreunde*» müssten unschädlich gemacht werden. Das *Journal de Geneve* schrieb, dass der Aufruhr in Zürich in der ganzen Schweiz eine grosse Empörung hervorgerufen habe, «*gegen jene Unwillkommenen, die es bis jetzt gutmütig auf seinem Boden geduldet hat, und die ihm dafür keinen Dank wissen*».

Die wahren Schuldigen waren für die *Thurgauer Zeitung*, «*die kühl überlegenden und skrupellos handelnden berufsmässigen Unruhestifter, die seit Kriegsausbruch bei jeder Gelegenheit eine radaulustige Gefolgschaft auf die Strasse hetzten*». Für das *St. Galler Tagblatt* war «*die Saat der revolutionären Verhetzung, die in unserem Lande hauptsächlich von ausländischen oder vor kurzer Zeit eingebürgerten Elementen ausge-*

streut» wurde, aufgegangen. Diese Exzesse würden Zürich «*nicht zur Ehre gereichen*», schrieb die *Basler Nationalzeitung*.

Selbst in Frankreich und Deutschland kommentierte man die Ereignisse. Man machte jeweils Agenten der anderen Seite dafür verantwortlich und fürchtete sich vor einer Destabilisierung der Schweiz.

DER AUTOR



Urs Hardegger, Jahrgang 1957, wuchs in Fahrweid-Weiningen im Zürcher Limmattal auf. Er war über viele Jahre als Primarlehrer und Schulleiter tätig. Nach einem Abschluss in Erziehungswissenschaft und Sonderpädagogik an der Universität Zürich amtierte er als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Dozent an verschiedenen Hochschulen im In- und Ausland. Heute arbeitet Urs Hardegger als freischaffender Publizist, Dozent und Buchautor.

DANK

Recherchieren und Schreiben sind Arbeiten, bei denen man sich mit seinem Gegenstand ein Stück aus der Welt verabschiedet. Doch ohne die zahlreichen Gespräche, die ich mit Menschen um mich herum über meine Recherchen und die gewählte Form der literarischen Umsetzung geführt habe, hätte das Buch nicht entstehen können. Für diese Gespräche und auch Rückmeldungen zum Manuskript möchte ich mich ganz herzlich bei Daniel Gut und Germaine Stucki sowie bei Gisela Bürki, Manfred Felchlin, Regula Weber und Kathrin Hardegger bedanken. Danken möchte ich auch den vielen helfenden Händen, die mich während meinen Recherchearbeiten in den Archiven unterstützt haben. Zu einem besonderen Dank verpflichtet bin ich Adrian Bänninger und Corinne Hügli für ihr sorgfältiges Lektorat und dem Th. Gut Verlag, insbesondere Hansruedi Frey und Fabienne Leisibach für ihre Begleitung und Unterstützung.

KURZBIOGRAFIEN

Die Liste enthält biografische Angaben zu Personen, die im Roman erwähnt werden. Sie entstammen dem *Historischen Lexikon der Schweiz*, dem *Zürcher Personenlexikon*, der Zusammenstellung im Buch *Radikale Jugend* von Andreas Petersen, Angaben des Stadtarchivs Zürich sowie des Bundesarchivs Bern. Die Angaben zu Lidia Quaranta, Dorrit Weixler und Paul Suter habe ich *Wikipedia* entnommen.

Emil Acklin (1889-1976) war Bezirkslehrer im Kanton Aargau und leistete im Ersten Weltkrieg Aktivdienst als Leutnant und Oberleutnant. Er gehörte der Gruppe *Forderungen*. Mitte 1917 heiratete er Marie Jäger. Nach den Krawallen wurde er wegen versuchter Meuterei zu sieben Monaten Gefängnis, Degradierung und zu zwei Jahren Einstellung im Aktivbürgerrecht verurteilt. Nach seiner Freilassung wurde er degradiert und aus dem Schuldienst entlassen.

Ab 1921 war er Mitglied der Kommunistischen Partei.

Marie Acklin, geb. Jäger (1890-19??) wuchs in Basel auf. Nach der Heirat mit Emil Acklin zog sie nach Zürich und erledigte Administrationsarbeiten für die Zeitung *Die Forderung*. Sie wurde verdächtigt, für den englischen Geheimdienst tätig gewesen zu sein. Da sie die Soldaten an den Maschinengewehren aufforderte, nicht zu schießen, wurde sie wegen Anstiftung zur Insubordination angeklagt.

Friedrich Barthel (1879-19??) wurde in Isenburg (D) geboren und war Mechanikermonteur. Um dem Militärdienst zu entkommen, flüchtete er 1902 nach Pisa. Dort heiratete er und hatte vier Kinder. Nach dem Kriegseintritt Italiens flüchtete er in die Schweiz. Nach seiner Verhaftung wurde er der Meuterei angeklagt und 1918 aus der Schweiz ausgewiesen. In Deutschland war er im Spartakusbund aktiv und beteiligte sich am Spanischen Bürgerkrieg. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er verhaftet und verstarb im Konzentrationslager Dachau.

Frieda Bertholdi (1891-19??) arbeitete als Serviertochter im Restaurant *Volkshaus* und war die Geliebte von Friedrich Barthel.

Fritz Brupbacher (1874-1945) praktizierte ab 1901 als Arzt im Arbeiterquartier Zürich-Aussersihl. Er war ein international bekannter Wegbereiter der Sexual-

reform. Innerhalb der SP vertrat er einen anarchistisch geprägten freiheitlichen Sozialismus. 1921 schloss er sich der neu gegründeten Kommunistischen Partei an, die ihn 1933 ausschloss.

Alfred Bucher (1891-1920) war Magaziner und Kanzlist. Er trat 1914 der Jugendorganisation bei. 1916/17 war er Mitglied im Zentralvorstand. Nach den Krawallen wurde er verhaftet.

Max Dätwyler (1886-1976) absolvierte eine kaufmännische Lehre und arbeitete als Kellner in Rom, Paris und London. Im August 1914 verweigerte Dätwyler aus Protest gegen den Krieg den Fahneid. Daraufhin wurde er psychiatrisch interniert und aus der Armee ausgeschlossen. Fortan setzte er sich mit Aktionen und Friedensmärschen für den Frieden ein. Sein Pazifismus beruhte auf der christlichen Botschaft der Nächstenliebe.

Fanny Ehrensperger (1896-19??) war Schneiderin und im Vorstand der Sozialistischen Jugendorganisation Winterthur. Sie war eine Zeit lang mit Willi Mützenberg verlobt.

Jakob Herzog (1892-1931), genannt «Joggi», wuchs in katholischen Heimen auf, absolvierte eine Schreiner Ausbildung und trat 1911 in Basel in die Sozialistische Jugendorganisation ein. Er kam Ende 1915 nach Zürich, wurde Redaktor der *Freien Jugend* und ab April 1917 Mitglied des Zentralvorstands. Nach den Novemberunruhen wurde er mehrmals verhaftet. Nach seinem Ausschluss aus der SP trat er in die Kommunistische Partei ein. Er verunglückte tödlich mit dem Fahrrad.

Hans Heinrich Itschner (1887-1962) war als Schriftsetzer, Journalist und anarchistischer Aktivist tätig. Er war unter anderem Redaktor beim *Revoluzzer* (1914/15). 1915 trat er in die Jugendorganisation ein und schloss sich 1917 der Gruppe *Forderungen*. Nach den Novemberkrawallen flüchtete er nach Genf und später ins Ausland. 1931 kehrte er in die Schweiz zurück und wurde Mitglied der Kommunistischen Partei. 1939 wurde er in eine psychiatrische Klinik eingewiesen.

Leonie Käschner (1890-19??), eigentlich Cjirja Leja Kazzner, wurde in Warschau geboren und studierte 1913 zwei Semester Philosophie an der Universität Zürich. Sie trat im Sommer 1917 in die Jugendorganisation ein und war eng befreundet mit Jakob Herzog. Nach den Novemberunruhen wurde sie zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Sie war weiter im Umfeld der *Forderung* tätig bis sie 1919 erneut verhaftet und nach Russland ausgewiesen wurde.

- August Kunz (1881-1924)* konnte wegen seinen misslichen Familienverhältnissen das Rechtsstudium nicht abschliessen. 1907 wurde er zum Chef des Kriminaldienstes, 1916 zum Polizeihauptmann der Kantonspolizei Zürich ernannt.
- Fritz Lieb (1892-1970)* studierte Theologie und war Schüler von Leonhard Ragaz. Später war er als Professor an den Universitäten von Bonn, Clamart bei Paris, Basel und Berlin tätig.
- Ernst Marti (1896-19??)*, geboren in Zürich, war Buchdrucker und von 1915 bis 1919 Mitglied des Zentralvorstands der Jugendorganisation. Anlässlich der Novemberkrawalle wurde er verhaftet. Später war er Vorstandsmitglied der SP Sektion Industriequartier.
- Edy Meyer (1877-1967)* war eng befreundet mit Fritz Brupbacher und regelmässiger Teilnehmer des *Schwänli*-Klubs. Er war seit 1906 aktives SP-Mitglied. Von 1912 bis 1919 war er im Vorstand der Jugendorganisation und verantwortlich für die Herausgabe der *Freien Jugend*.
- Julius Mimiola (1888-1965)* stammte ursprünglich aus dem Tirol, arbeitete als Maurer und Magaziner, trat 1911 der Jugendorganisation bei und amtierte von 1914 bis 1916 als Präsident des Zentralvorstands der Jugendorganisation.
- Willi Münzenberg (1889-1940)* gelangte 1910 von Erfurt nach Zürich. Er wurde Mitglied des Zentralvorstands der Sozialistischen Jugendorganisation und redigierte die Monatszeitschrift *Die freie Jugend*. Nach den Unruhen wurde er verhaftet und 1918 aus der Schweiz ausgewiesen. Er gründete 1921 die Internationale Arbeiterhilfe, war ab 1924 Mitglied des Reichstages und ab 1927 Mitglied des Zentralkomitees der KPD. 1933 emigrierte er nach Frankreich. Wegen seiner Kritik an Stalin wurde er 1937 aus der Partei ausgeschlossen und kam 1940 unter ungeklärten Umständen in der Nähe von Grenoble ums Leben.
- Paul Pflüger (1865-1947)* arbeitete als Pfarrer in Dussnang und Zürich-Aussersihl. Der Begründer der Sozialistischen Jugendorganisation war sowohl im Grossen Stadtrat (Legislative) wie auch im Kleinen Stadtrat (Exekutive) tätig und nahm massgeblichen Einfluss auf den Aufbau des staatlichen Fürsorgewesens. Neben politischen Mandaten war Pflüger auch Zentralpräsident des Grütlivereins, Vizepräsident der Schweizerischen SP und Gründer der Zentralstelle für soziale Literatur (heutiges Sozialarchiv).

Fritz Platten (1883-1942) begann in der Firma Escher-Wyss eine Schlosserlehre, die er wegen eines Unfalls abbrach. Von 1912 bis 1919 war er Mitglied der Geschäftsleitung der SPS. Er pflegte regen Kontakt zu Lenin und organisierte 1917 dessen Rückreise zur russischen Grenze. 1921 zählte er zu den Gründungsmitgliedern der KPS, verliess 1923 die Schweiz und war in der Sowjetunion als Lehrer und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Internationalen Agrarinstitut tätig. Seine Frau und er wurden in den 1930er- und 1940er-Jahren Opfer der stalinistischen Verfolgungen.

Lidia Quaranta (1891-1928) war eine damals bekannte italienische Filmschauspielerin.

Leonhard Ragaz (1868-1945) studierte Theologie und war an verschiedenen Pfarrstellen tätig. Er begründete die sozial-religiöse Bewegung mit der Zeitschrift *Neue Wege*. Ragaz vertrat einen föderalistischen, genossenschaftlichen und pazifistischen Sozialismus. 1921 trat er von seiner Professur an der Universität Zürich zurück und widmete sich der Bildungsarbeit in Zürich-Aussersihl sowie der sozialreligiösen Bewegung. Er war der wichtigste Exponent der antimilitaristischen Friedensbewegung der Zwischenkriegszeit.

Max Rotter (1881-1964) stammte aus Mähren, studierte am Polytechnikum (ETH) und eröffnete 1909 ein eigenes Architekturbüro in Zürich. Er gründete 1914 einen «Weltfriedensbund» und beteiligte sich an zahlreichen Aktionen gegen den Krieg. 1920 trat er in die Kommunistische Partei der Schweiz ein.

Xaver Steiner (1875- 956), wohnhaft gewesen am Hirschengraben 62 in Zürich, war Wachtmeister bei der Kantonspolizei Zürich und dort betraut mit der Überwachung der sozialistischen Umtriebe.

Paul Suter (1892-1966) war ein Schweizer Radrennfahrer, der von 1911 bis 1930 als Profi tätig war. Er gewann bedeutende Radrennen, wie die Sachsenrundfahrt und das Sechstagerennen von Hamburg.

Willy Trostel (1894-1942) kam in Zürich zur Welt, besass das Bürgerrecht aber erst ab 1913. Der Schriftsetzer wurde 1909 Mitglied der Jugendorganisation, 1912 in den Zentralvorstand gewählt und war Redaktor der *Freien Jugend*. Er war Teilnehmer des *Schwänli*-Klubs sowie von Lenins *Kegelklub* und wurde im April 1917 in den Kantonsrat gewählt. Nach den Novemberkrawallen war er fünf Monate in Haft, ab 1921 Mitglied der KPS und Redaktor beim *Kämpfer*. Er starb an Herzversagen.

Anton Waibel (1889-1969) wurde in Württemberg geboren und war Schreiner. Er übersiedelte 1915 nach Zürich, hatte Kontakte zu anarchistischen Kreisen und trat in die Jugendorganisation ein. 1917 wurde er Mitglied des Zentralvorstands und schloss sich der Gruppe *Forderung* an. Im Februar 1919 wurde er nach Deutschland abgeschoben und Mitglied der KPD. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme verbrachte er zwölf Jahre in Haft, zuletzt im KZ Buchenwald. Bis zu seinem Ausschluss im Jahre 1951 leitete er in der DDR eine Ortsgruppe der KPD/SED.

Maria Waser (1878-1939) studierte Geschichte und Literaturwissenschaft. Von 1904 bis 1919 war sie in der Redaktion der Kulturzeitschrift *Die Schweiz* tätig. Sie veröffentlichte eine grosse Anzahl Romane, darunter *Die Geschichte der Anna Waser*. 1938 erhielt sie als erste Frau den Literaturpreis der Stadt Zürich.

Dorrit Weixler (1892-1916) war eine deutsche Schauspielerin der Stummfilmzeit. Wegen ihrer Morphinumabhängigkeit kam sie in ein Sanatorium, wo sie sich erhängte.

Oskar Wettstein (1866-1952) studierte Jurisprudenz und wurde nach einem Auslandsaufenthalt 1895 Chefredaktor der *Zürcher Post*. Ab 1897 war er politisch tätig. Von 1914 bis 1935 amtierte er als Regierungsrat des Kantons Zürich.

QUELENNACHWEIS UND BIBLIOGRAFIE

Den Hergang der Ereignisse im November 1917 habe ich anhand von Polizeiakten, die sich im Staatsarchiv des Kantons Zürich und im Stadtarchiv Zürich befinden, sowie mithilfe der im Bundesarchiv in Bern liegenden Akten des Divisionsgerichts rekonstruiert. Im Schweizerischen Sozialarchiv fand ich in den Akten der Sozialistischen Jugendorganisation sowie in den Nachlässen von Fritz Brupbacher, Edy Meyer und Hans Itschner wertvolle Hinweise. Eine wichtige Hilfe bildete auch der Bericht des ersten Staatsanwalts Alfred Brunner an den Zürcher Regierungsrat, der Bericht des Platzkommandanten und die Berichte und Anträge des Zürcher Stadtrats zu den Unruhen.

Für die Schilderung der damaligen Lebensverhältnisse und politischen Fragen stütze ich mich neben autobiografischen Aufzeichnungen auf die Tageszeitungen *Volksrecht*, *Neue Zürcher Zeitung*, *Zürcher Post*, *Tages-Anzeiger*, *Tagblatt der Stadt Zürich* sowie *die Zürcher Wochenchronik*, *die Freie Jugend* und *Die Forderung* ab. Nachfolgend liste ich eine Auswahl von Biografien und Darstellungen auf, die für meine Arbeit von Bedeutung waren:

Born, Martin; Eichenberger, Ursula; Renggli, Sepp: Rennbahn Oerlikon. 100 Jahre Faszination Radsport. Zürich 2012.

Bruggmann, Lisel: Not macht erfinderisch. Erzählungen. Zürich 1980.

Brupbacher, Fritz: Zürich während Krieg und Landesstreik. Zürich 1928.

Brupbacher, Fritz: 60 Jahre Ketzer. Selbstbiographie. «Ich log so wenig als möglich». Zürich 1973.

Frei, Annette: Die Welt ist mein Haus. Das Leben der Anny Klawa-Morf. Zürich 1991.

Guggenheim, Kurt: Alles in Allem. In: Gesammelte Werke III. Frauenfeld 1998.

Hebeisen, Erika; Niederhäuser, Peter; Schmid, Regula (Hrsg): Kriegs- und Krisenzeit. Zürich während des Ersten Weltkriegs. Zürich 2014.

Inglin, Meinrad: Schweizerspiegel. Zürich 1981.

Jost, Hans-Ulrich: Linksradikalismus in der deutschen Schweiz 1914-1918. Bern 1973.

Münzenberg, Willi: Die Dritte Front. Aufzeichnungen aus 15 Jahren proletarischer Jugendbewegung. Berlin 1930.

- Petersen, Andreas*: Radikale Jugend. Die sozialistische Jugendbewegung der Schweiz 1900-1930. Zürich 2001.
- Rossfeld, Roman; Straumann, Tobias*: Der vergessene Wirtschaftskrieg. Schweizer Unternehmen im Ersten Weltkrieg. Baden 2008.
- Ruchti, Jacob*: Geschichte der Schweiz während des Weltkriegs 1914-1919. Politisch, wirtschaftlich und kulturell. Bern 1928.
- Suter, Meinrad*: Kantonspolizei Zürich. 1804-2004, Zürich 2004.
- Thape, Ernst*: Von Rot zu Schwarz-Rot-Gold. Lebensweg eines Sozialdemokraten. Hannover 1969.
- Thurnherr, Bruno*: Der Ordnungsdiensteneinsatz der Armee anlässlich der Zürcher Unruhen im November 1917. Bern 1978.
- Tobler, Max*: Das Streikjahr 1906 in Zürich. Zürich o. D.
- Waser, Maria*: Die Geschichte der Anna Waser. Ein Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts. Zürich 1978.
- Wettstein, Oskar*: Die Schweiz. Land, Volk, Staat und Wirtschaft. Leipzig und Berlin 1915.

BILDNACHWEIS

- S. 86, 87 unten, 88 oben, 89-91, 100: Baugeschichtliches Archiv Zürich.
- S. 87 oben, 88 unten: Verlag Beringer & Pampaluchi, Aarau.
- S. 92, 93 unten, 94 oben und unten rechts, 95, 96: Sozialarchiv Zürich.
- S. 93 oben: *Freie Jugend*, Mai 1912.
- S. 94 unten links, 97 unten: *Volksrecht* vom 15. Nov. 1917 bzw. 15. Nov. 1917.
- S. 97 oben: Gretlers Panoptikum zur Sozialgeschichte, Zürich.
- S. 98: Mappe mit diversen kleineren Veröffentlichungen und Prospekten, ETH Bibliothek, Sig. R 1984/741 q.
- S. 99 oben: foto-net, Dübendorf.
- S. 99 unten: *Tagblatt der Stadt Zürich* vom 29. Sept. 1917.
- S. 101 oben: Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung/Fotoarchiv.
- S. 101 unten: *Volksrecht* vom 20. Nov. bzw. vom 26. Nov. 1917.